

Vorwort

Der Inhalt der vorliegenden Arbeit ist eine Zusammenfassung von Tuberkulose-Projekten, deren Ideen in Dinslaken entstanden und von Dinslaken aus verwirklicht worden sind. So ist auch diese Bewegung als „Tuberkulosehilfe Dinslaken“ bezeichnet worden. Verankert ist sie in der St. Jakobus Gemeinde unserer Stadt.

Bei der Flut von verschiedenen Aktivitäten in Dinslaken würde gewiss so einiges in Vergessenheit geraten. Um es festzuhalten, schrieb ich in Form einer Erzählung vorerst über die Tuberkulosearbeit.

Der Gedanke, Menschen in der Ferne, die an Tuberkulose erkrankt sind, zu helfen, tauchte bei mir nie zuvor auf. Jedoch mein heißer Wunsch, den Leprakranken zu helfen, war schon seit Jahrzehnten ganz tief in meiner Seele verwurzelt. So widmete ich mich diesen Kranken intensiv in der zweiten Hälfte der 70-er Jahre in Afrika, weiterhin in den 80-er Jahren in Indien, anschließend, und das schon seit 20 Jahren, in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion.

Mit Tuberkulosekranken wurde ich zum ersten Mal ganz unerwartet in Nordindien während der Dinslakener Lepra- Projektarbeit konfrontiert. Die Hauptaufgabe unserer Mitarbeiter in Nordindien war die so genannte Reihenuntersuchung. Das bedeutete eine Untersuchung von Haus zu Haus, deren Ziel die Auffindung von neuen Leprakranken war. Dabei wurden auch Tuberkulosekranke gefunden. Diese Kranken konnten es nicht begreifen, dass unsere Hilfe nur den Leprakranken galt.

Entsetzen und schließlich auch ihre Resignation brachten sie laut zum Ausdruck:

„Schade, dass wir nicht leprakrank sind!“

Als die Nachricht nach Dinslaken kam, waren wir alle erschüttert. Wir mussten uns entscheiden für oder gegen die Tuberkulosekranken. Geld für deren Behandlung hatten wir nicht.

Für mich persönlich waren die Tuberkulosekranken auch Menschen in Not. Diese Meinung teilte auch unsere Gemeinde. So haben wir uns in Dinslaken entschlossen, auch den Tuberkulosekranken in Nordindien zu helfen.

Das war der Anfang der Tuberkulosearbeit.

Nach einigen Jahren konnte ich während einer Kaukasus-Reise erneut den Tuberkulosekranken nicht aus dem Wege gehen. Das Leid dieser Menschen berührte mich zutiefst. Wir waren uns in Dinslaken einig, ihnen beizustehen.

Als Mitglied des Deutschen Aussätzigen Hilfswerkes (DAHW) Würzburg wurde ich im Januar 2000 zu einer internen Konferenz nach Münster eingeladen. Das Thema war: „Lepra und Tuberkulose in Russland“.

Ich hatte nicht geahnt, dass es sich bei der Tuberkulosearbeit in Russland um erkrankte Gefängnisinsassen handelte. Als ich es erfuhr, lehnte ich rigoros jegliche Mitarbeit ab. Es hat sich alles in mir dagegen gewehrt. Auf keinen Fall wollte ich zu den Gefangenen fahren, auch nicht, um nur deren Situation zu erfassen und darüber zu berichten.

Wir saßen in Münster an einem runden Tisch und schauten uns gegenseitig an: Keiner von uns zeigte Interesse für die Gefängnisarbeit. Es herrschte peinliches Schweigen. Der DAHW Geschäftsführer sprach mich direkt an. „Welche Pläne haben Sie für die nächsten Monate? Vielleicht könnten Sie die Besichtigung der Gefängnisse übernehmen?“ „Planmäßig“, sagte ich „werde ich die orthopädische Versorgung der Patienten im Leprosorium „Zielona Dubrawa“ sichern.“ Daraufhin sagte der Geschäftsführer sichtbar erleichtert und freudig: „Die

zentrale Stelle des Justizministeriums für den Strafvollzug im Twergebiet ist nur zwei Autofahrtstunden entfernt von dem genannten Leprosorium. Das bedeutet, dass die Besichtigung der Gefängnisse für Sie kein großer Zeitaufwand sein würde.“ So blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als mit der Besichtigung der Gefängnisse einverstanden zu sein. Die Stunden, die ich dort verbrachte, schockierten mich. Das Ausmaß des Elends war unbeschreiblich.

Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, zu den tuberkulosekranken Häftlingen „nein“ zu sagen. So habe ich mich entschlossen, abgesehen von der Lepraarbeit, auch noch die Bekämpfung der Tuberkulose in den Gefängnissen auf mich zu nehmen. Die Gemeinde St. Jakobus in Dinslaken ließ es geduldig über sich ergehen. Sie haben mich nicht im Stich gelassen. Spenden wurden weiter gesammelt.

Und das war noch nicht alles.

Im Jahre 2005 erlaubte ich mir, einen kurzen Erholungsurlaub auf der Halbinsel Krim zu buchen. Absolut zufällig begegnete ich dort Herrn Prof. Juscenko, Direktor des Russischen Leprainstituts in Astrakhan.

Er bat meinen Mann und mich eindringlich, mit ihm das Knochen-Tuberkulose-Sanatorium für Kinder bei Jalta zu besuchen, da er dort selbst als schwerstkrankes Kind jahrelang stationär behandelt worden war.

Es war mir peinlich, seine Bitte abzulehnen, obwohl ich im Stillen meinte, es würde doch nur eine Zeitverschwendung sein. Es blieb jedoch nicht nur bei der Besichtigung des Sanatoriums. Ich sah dort hunderte von kleinen Kindern, die in Gipsverbänden am Bett angeschnallt waren, auch Kinder, die mit zwei Gehstützen hüpfend sich fortbewegten. Diesen Anblick konnte ich nicht vergessen, auch nicht verdrängen, und so kehrte ich immer wieder in das Kinder-Knochentuberkulose -Sanatorium zurück. Jedes Mal musste ich den Kindern versprechen, sie erneut zu besuchen und ihnen zu helfen.

Im Jahre 2010 entschloss ich mich, vorhandene, aber nicht auffindbare Leprakranke in Weißrussland zu suchen. Bisher ist mir dies noch nicht gelungen. Aber dafür fand ich dort Tuberkulosekranke, ohne sie zu suchen.

So hat sich die Hilfstätigkeit für tuberkulosekranke Menschen immer ganz zufällig ergeben.

Deren Leid, oft auch Vereinsamung und Verzweiflung, waren für mich eine Herausforderung. Die spontane Hilfsbereitschaft habe ich nie als eine Pflicht empfunden, sondern vielmehr als ein inneres Bedürfnis.

Diese Einstellung ist zur Grundlage meiner Entscheidungen geworden, weil alle Menschen so unendlich wertvoll sind.

1. Kapitel

Die Barmherzigkeit siegt

Nordindien

Ich dachte intensiv nach über ein neues Lepraprojekt. Erfüllt von Zufriedenheit und Freude nach dem soeben erfolgreich abgeschlossenen Projekt in Kerala, Südindien (1985), schwebte mir vor, einen absolut neuen Weg einzuschlagen.

Da gab es Diskussionen ohne Ende, in der Gemeinde, Familie, Freundes- und Bekanntenkreisen.

„Wiederhole dieselbe Zielsetzung!“, sagten mir so einige, „es war doch ein so toller Erfolg, dort vor Ort und auch hier in Dinslaken. Wir waren alle davon angetan.“

Inzwischen hatte sich jedoch bezüglich der Leprabehandlung ganz vieles geändert: Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) verkündete 1982:

„Lepra ist zu einer heilbaren Krankheit geworden!“

Diese so sehnsüchtig von mir erwartete Botschaft verbreitete sich wie ein Blitz in der ganzen Welt! Endlich – dachte ich! Jedoch kaum einer konnte sich so richtig die grenzenlose Bedeutung dieses Ereignisses für die Menschheit vorstellen. Die Lepra, tausende von Jahren eine unbeherrschbare Seuche, sollte ab jetzt heilbar sein! „Aussatz“, wurde sie genannt, da nur das „Aussetzen“ der Kranken die Gesunden vor der Ansteckung schützte. Sie ist ja eine der ersten Seuchen der Menschheit. Und gerade jetzt, in der Zeit in der ich lebe, wurde ein Heilmittel erfunden. Für mich war es fast wie ein Wunder. Ich konnte nicht oft genug dem lieben Gott dafür danken.

Nun überlegte ich: „Würde eben diese Situation nicht die Chance meines Lebens sein? Sollte ich nicht die Behandlung der Menschen, die leprakrank sind, zu meinem Lebensinhalt machen?“

Ich war stolz das tun zu können, was die Ärzteschaft über Jahrtausende weltweit nicht geschafft hatte, einen Leprakranken zu heilen.

Natürlich dachte ich jetzt nach über ein neues Projekt mit Blick auf die Möglichkeit der Heilung. Ich dachte an die vielen jungen Menschen, die noch gar nicht wussten, dass sie leprakrank sind. Je länger ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, desto klarer sah ich die Zielsetzung des neuen Projektes. Der Ansatzpunkt sollte also nicht der verstümmelte Leprakranke sein, sondern einer, der die ersten Erscheinungen der Krankheit am Körper trägt, einer im Anfangsstadium der Krankheit, also ein junger Mensch.

Da viele von ihnen nicht Bescheid wussten über ihre Krankheit, würden sie gar nicht auf die Idee kommen, den Arzt zu konsultieren. Man müsste also die potenziellen Patienten erst suchen!

Da bei dem letzten Projekt in Kerala, Indien, die Zusammenarbeit mit den Kapuzinern vor Ort gut funktionierte, wandte ich mich erneut an den Provinzial der Kapuziner in Trichur. Wir legten gemeinsam fest, welche Tätigkeiten erforderlich sind und in welchem Zeitraum diese bewältigt sein sollten.

Träger des Projektes war die St. Vincentius Gemeinde in Dinslaken in Zusammenarbeit mit engagierten Gemeinden der Stadt.

Unser Ziel war ganz konkret: die Ausrottung der Lepra in drei Gebieten im Norden Indiens, in Kashmir Jammu, Punjab und Utter Pradesh. Durch systematische Reihenuntersuchungen sollten die Leprakranken ermittelt werden, um sie dann schon im Anfangsstadium der Krankheit behandeln zu können. Gleichzeitig, parallel zu den Reihenuntersuchungen, sollten

Aufklärungsarbeiten laufend durchgeführt werden. Dadurch sollten die Spätfolgen der Lepra in Form von Verkrüppelungen und Verstümmelungen vermieden werden. Für jedes der drei genannten Gebiete sollte eine verantwortliche Person vor Ort genannt werden. Die Koordination der Lepraarbeit insgesamt lag in Händen von Pater Wielfrid, einem Kapuziner. Im Herbst 1985 konnte mit der Arbeit begonnen werden. Die ausführlichen Berichte aus Indien gaben detaillierte statistische Auskünfte über die Arbeit vor Ort. Pater Wielfrid schrieb: „Wir befinden uns in der ersten Phase der Arbeit. Wir geben uns sehr viel Mühe, unsere Aufgaben sorgfältig und sachlich durchzuführen, obwohl eben in diesen Gebieten Unruhen herrschen.“

Es war tatsächlich eine mühsame Arbeit, die vor Ort zu bewältigen war. Zu zweit gingen die Schwestern der Barmherzigkeit von Haus zu Haus und klopfen an die Türen. Beim Eintreten wurden sie mit Staunen begrüßt, jedoch auch nicht selten mit Skepsis. In seltensten Fällen wurden sie überhaupt nicht hereingelassen. Da die Bewohner der Dörfer nie zuvor solche Besuche erlebt hatten, mussten die Schwestern genau den Anlass ihres Erscheinens erläutern. Die Schwestern untersuchten alle Familienangehörigen, um festzustellen, ob unter den dort lebenden Menschen Leprakranke zu finden waren.

Ich wartete mit Spannung auf die nächsten Briefe aus Indien.

Die Post war lange unterwegs. Es spielte sich ja Mitte der 80-er Jahre ab. Tagtäglich war ich gedanklich bei den Schwestern, die von Haus zu Haus und von Ort zu Ort unterwegs waren, um unseren Auftrag aus Dinslaken zu erfüllen. Am liebsten würde ich nach Indien fliegen und gemeinsam mit den Schwestern unterwegs sein. Dass es Schwierigkeiten geben könnte bei der Ausführung dieser Aufgaben, war mir im Voraus klar.

O ja, das wusste ich sehr gut aus eigenen Erfahrungen.

Ich versank in meinen Gedanken... eine Flut von Erinnerungen überkam mich plötzlich...

Reihenuntersuchungen...in Bombay, in den Slums, gemeinsam mit dem medizinischen Personal des Dermatological Center in Vimala.

Ich war damals zum ersten Mal so hautnah bei den Bewohnern in den Elendsvierteln. Es gab dort keine Straßen. Die Hütten reihten sich eine an die andere, Wand an Wand, kaum ein Meter Abstand zu den gegenüber wohnenden Nachbarn. Das Baumaterial bestand aus Palmblättern, Pappe, Plastikplanen, Holz, auch Wellblech. Der Boden war unbefestigt. Ich musste stets nach unten schauen, um nicht zu stolpern. Zwischen diesen winzig kleinen Hütten gab es überall Scharen von Kindern, süße, lustige Kinder, die mit neugierigen Augen alles beobachteten. Dazwischen lächelnde Frauen in bunten Saris. Ich staunte, wie sauber es in den ärmlichsten Behausungen war. Einige Male hatte es mir fast die Sprache verschlagen, als ich junge Männer aus den kleinen Hütten herauskommen sah, tadellos gekleidet, in schwarzen Anzügen, weißen Hemden und Krawatten. Ich staunte, da mir ja bewusst war, dass in Slums keine Toiletten und keine Duschen zu finden waren, auch keine Trinkwasserversorgung. Rings um uns hörte ich laute Gespräche in unverständlicher Sprache. Die Menschen bewegten sich graziös, jedoch wegen des Platzmangels eng aneinander. Ich ging mit zwei Schwestern von Hütte zu Hütte, klopfte an die Türen und erläuterte kurz die Ursache unseres Besuches. Alle Bewohner wurden untersucht, gesund oder krank. Für jede Person stellten wir eine Karteikarte aus, es sei denn, es gab schon welche von der letzten Reihenuntersuchung. Die Menschen waren überwiegend sehr freundlich, lächelten. Ich habe keinen Widerstand bei Untersuchungen erlebt, alles ging reibungslos.

Obwohl diese Reihenuntersuchungen, die ich eben beschreibe, schon viele Jahre zurückliegen, sind mir dennoch einige Situationen sehr deutlich in Erinnerung geblieben.

Wie es so üblich war bei den Reihenuntersuchungen, teilte man uns einen Polizisten zu. Er sollte während unserer Arbeit die öffentliche Ordnung bewahren und, falls notwendig, uns schützen. An diesem konkreten Tag teilte man uns einen sehr jungen, dunkelhäutigen Polizisten zu. Seine perfekte Uniform brachte mich wiederum ins Staunen. Er war still und wortkarg, ging voran durch die Menschenmenge und machte für uns den Weg frei. Plötzlich wurde das Gedränge um die Schwestern und mich so schlimm, dass der Polizist sich unmittelbar neben uns stellte, um die Situation besser überblicken zu können. Ich sah sein Gesicht von nahem: Auf seiner dunklen Haut konnte ich sehr deutlich einen weißen Fleck an der linken Wange entdecken. Ich berührte sein Gesicht innerhalb und außerhalb der fleckigen Veränderung: Die Haut innerhalb des Flecks war gefühllos. Ganz erschrocken wandte er sich mir zu. „Was machen sie?“, fragte er und ich konnte es von seinem Gesicht ablesen, wie er zunehmend nervös wurde. Er tat mir leid. Dennoch, wie schwer es mir auch fiel, ich musste ihm die Wahrheit offenbaren. „Sie sind leprakrank“, sagte ich ihm leise. Er schaute mich sprachlos, wie versteinert an. Ich nutzte sein Schweigen, um ihn zu beruhigen. „Fürchten sie sich nicht, das ist erst das Anfangsstadium. Sie bekommen noch heute von uns Tabletten, die sie strikt nach unseren Anweisungen einnehmen müssen. Die Behandlung dauert sechs Monate. Voraussichtlich werden sie nach dieser Zeit ausgeheilt sein.“

So ist auch unser „Mithelfer“, der Polizist, zu einem neuen Leprakranken geworden. Nach dieser für ihn so schockierenden Nachricht war er seelisch nicht mehr in der Lage, seinen Pflichten nachzugehen, was ich natürlich absolut nachvollziehen konnte.

An diesem Tag noch erlebte ich bei den Untersuchungen etwas Unvorstellbares. Unter den vielen Kindern, die uns neugierig beobachteten, entdeckte ich bei einem kleinen Jungen einen weißen Fleck unter seinem linken Schulterblatt. Die Reaktion auf Wärme, Kälte, Berührung und Schmerz war ausgelöscht. Offensichtlich war es die Lepra! Ich habe gleich nach Eltern oder Familienangehörigen gefragt. Eine junge Frau, die neben mir stand, sagte: „Ich bin seine

Mutter.“ Ich bemühte mich äußerst schonend ihr beizubringen, dass ihr Sohn leprakrank sei und dass sie sich mit ihm zum Vimala Hospital zur ambulanten Behandlung begeben müsse. Im nächsten Augenblick, als sie es verstanden hatte, rief sie erregt: „Nein, ich kenne ihn nicht, das ist nicht mein Sohn!“ Sie verschwand sofort in der Menschenmenge. Erschrocken und auch ratlos wandte ich mich dem Kinde zu. Sein Schluchzen erschütterte seinen ganzen Körper. „Habe keine Angst, wir lassen dich nicht alleine“, flüsterte ich ihm leise zu. Er weinte bitterlich. Wir nahmen ihn mit ins Vimala Hospital. Dort umsorgten und trösteten ihn italienische Krankenschwestern. Ich bin überzeugt, dass der kleine Junge inzwischen im Vimala Hospital eine neue Heimat gefunden hat, auch einige Kinder und Erwachsene, die ihm gewisser Ersatz für seine Familie waren.

Diese Erinnerungen haften noch bis heute in meinen Gedanken. Ja, das Leid der Leprakranken war und ist auch heute noch grausam!

Nun zurück zu unserem neuen Lepraprojekt in Nord Indien, in den Gebieten von Punjab, Kashmir Jammu und Utter Pradesh, wo unsere Mitarbeiterinnen vor Ort, die Krankenschwestern, ihre Arbeit von Haus zu Haus verrichteten.

Ich hielt soeben den Brief aus Indien in der Hand. Pater Stephan Jayrai berichtete: „In jedem von den genannten Gebieten wurde eine Tagung organisiert. Die Schwestern und die verantwortlichen Priester wurden aufgeklärt bezüglich des Krankheitsbildes der Lepra und zusätzlich, wie man ein Aufklärungsgespräch mit den Patienten und deren Familien führen soll.

In Punjab zum Beispiel wurden 15 Ordensschwestern und 10 Priester geschult.

Bei diesen Schulungskonferenzen war auch Bischof Hippolitus von Srinagar

(Kashmir -Jammu) anwesend. In diesem Zusammenhang besuchte er uns in Dinslaken im Jahre 1987.

Was uns von Anfang an Sorgen bereitete, waren die Informationen der Priester bezüglich der Schwierigkeiten bei den besuchten Familien aufgrund ihres sozialen Niveaus und religiöser Traditionen. Bei den muslimischen Familien, die 98% der gesamten Bevölkerung im Norden Indiens ausmachen, durften die Frauen aus religiösen Gründen nicht untersucht werden. So wurden dort nur zur Hälfte die Familien untersucht.

Zusätzliche Probleme bereitete die Regierung beim Transfer von Geldern aus dem Ausland. Diese Schikanen galten ganz besonders den christlichen Missionaren, denn die Regierung war stets bemüht, karitative Tätigkeiten der Christen zu unterbinden.

Es war wohl die Angst, das Christentum könnte sich verbreiten. Die Kapuziner reagierten darauf gelassen. Sie schrieben: "Mit größter Wahrscheinlichkeit hat es der heilige Franciscus, ihr Ordensgründer, nicht leichter gehabt, so wollen wir alle dem Dienst an den Ärmsten treu bleiben".

Jedoch beim nächsten Brief erreichte uns vom Fr. Jose Kurian aus Rampur eine völlig unerwartete Nachricht:

Er gab an, dass in zwei Dörfern bei den Reihenuntersuchungen keine Leprakranken, jedoch 17 Personen mit Verdacht auf Tuberkulose gefunden wurden. Die durchgeführte Röntgenuntersuchung bestätigte bei 7 Patienten eine schwere, offene Tuberkulose. In anderen Dörfern wurden so viele Tuberkulosekranke gefunden, dass man gar nicht in der Lage war, diese zu versorgen. Ich war erschüttert!

Schließlich war die Zielsetzung der Lepraarbeit in Nordindien ja ausschließlich die Auffindung der Leprakranken. Nur die Versorgung dieser Kranken wurde von Dinslaken aus finanziert. Ich wusste auch, dass wir keinen Pfennig für andere Patienten übrig hatten. Zwar war der nächste Lepramarsch in Sicht, es bestand jedoch die berechtigte Sorge, dass die

Finanzen zuvor knapp berechnet, für das noch zusätzliche Tuberkuloseprojekt nicht ausreichen würden.

Jedoch - ich hatte diesen Brief noch nicht bis zum letzten Satz gelesen - meine persönliche Entscheidung war schneller als der Blitz. „Ja, ja, ja“, hörte ich im Inneren meiner Seele, „die Tuberkulosekranken werden wir auch versorgen.“ Diese Entscheidung war nicht nur blitzschnell, für mich persönlich auch felsenfest. Es würde unchristlich und überhaupt unmenschlich sein, die Tuberkulosekranken unbeachtet mit ihren Problemen alleine zu lassen. Aber, was sollte ich den anderen sagen?

Ich nahm den Brief aus Indien nochmals zur Hand.

„Sie wollen uns nicht helfen?“, fragten mit zitternden Stimmen die Tuberkulosekranken die Schwestern während der Reihenuntersuchung. „Wir sind leider nur zuständig für Leprakranke“, erwiderten die Ordensfrauen.

Die Reaktion einiger Tuberkulosekranker war für mich schockierend. „Schade, dass wir nicht leprakrank sind“, sagten sie verzweifelt, einige auch mit Tränen in den Augen. „Hätten wir die Lepra, würden wir auf Heilung hoffen können. Ja, Sie würden uns retten! Wir sind ja gar nicht Schuld, dass wir die verkehrte Krankheit haben!“

Die Situation vor Ort war aus menschlichen Gründen nicht haltbar.

Es bedeutete aber in Dinslaken, dass die Ausgaben größer sein würden als die vorhandenen Spenden. „Jedoch“, dachte ich, „handelt es sich in diesem Fall um ein Werk der Barmherzigkeit und da müsse schließlich auch die Barmherzigkeit siegen“.

Die Lepramärsche sollten noch sorgfältiger vorbereitet und unsere Arbeit in Indien mehr publik gemacht werden, um einen breiteren Personenkreis zur Teilnahme zu gewinnen.

Die Arbeit ging los. Wir hatten so einige Ideen. Beim Pfarrfest wurde ein „Leprastand“ aufgebaut. Schließlich war dies ja auch eine Möglichkeit, die Leprakasse aufzubessern. Sehr eifrig informierten wir die Besucher des Leprastandes über die Krankheit selbst und über

unsere Arbeit in Indien. Wir wechselten uns sogar alle drei Stunden ab und achteten sehr genau darauf, dass unser Stand stets „besetzt“ war.

So konnten wir uns in der Gemeinde entschließen, sofort eine Nachricht nach Indien zu senden mit einer klaren Antwort. „Bitte ab sofort auch die Tuberkulosekranken in das Projekt einbeziehen!“ Die Benennung des Projektes wurde korrigiert auf:

„Lepra – Tuberkuloseprojektarbeit in Indien.“

Und es hat sich gelohnt! Wir waren doch in der Lage unser erweitertes Nordindien Projekt selbständig zu finanzieren.

Wir sprachen uns auch oft Mut zu:

„Unsere Stadt ist klein, aber oho!!!“

Mit dem „Ja“ - Wort eröffnete sich für uns hier in Dinslaken eine neue Art von Tätigkeit, ein Bereich, in welchem wir keine Erfahrungen, und kein besonderes Interesse gezeigt hatten. Soweit, bezüglich unserer Sorgen in Dinslaken.

Und wie lief es weiter vor Ort?

Die Priester berichteten: „Bei den Tuberkulosekranken werden RTG Bilder, Sputum und Blutuntersuchungen durchgeführt. Die Kontrolluntersuchungen werden in festgelegten Zeitabständen wiederholt.“

Das Verhalten der Familien zu den neu diagnostizierten Tuberkulosekranken war ganz unauffällig. Jedoch wie traurig war es mit den neuen Leprafällen!

In Utter Pradesch, passierte einem jungen Mann etwas Grausames: Als die Familienangehörigen abends von der Arbeit zurückkamen und erfuhren, dass er leprakrank war, verjagten sie ihn sofort aus dem Haus. Sie handelten so brutal,

ohne vorher miteinander zu sprechen und ohne sich über die Behandlungsmöglichkeiten zu erkundigen. Der neu diagnostizierte Leprakranke wusste voller Verzweiflung nicht, wohin er sich begeben sollte. So suchte er Zuflucht auf dem lokalen Friedhof. Nach einigen Wochen fand man ihn dort tot infolge von Erfrierung.

Solche Nachrichten erschütterten uns in Dinslaken immer wieder zutiefst. Wir überlegten, wie es möglich ist, eigene Familienangehörige auf die Straße zu jagen, ohne sich Gedanken zu machen, was mit ihnen geschieht! Ist die Angst vor der Ansteckung mit Lepra so überwältigend stark, dass menschliche Gefühle gelöscht werden? Ist der Ausgestoßene für die Familie wertlos? Kann ein Mensch einfach entsorgt werden, zu einem „Müll-Mensch“ werden? Und wo bleibt die Liebe zu den Menschen, die Achtung vor jedem Einzelnen, die Hilfsbereitschaft?

Kann man diese Werte auslöschen?

Wir dürfen nicht schweigen! Wir dürfen nicht gleichgültig an solchen Tatsachen vorbeigehen!

Das Nordindienprojekt wurde wegen zunehmender Schwierigkeiten vorzeitig abgeschlossen.

Mit welchem Ergebnis?

Es wurden 360 Leprakranke gefunden, davon 40 Einzelfälle und 320 in Gruppen, zusätzlich 140 Tuberkulosekranke.

Ich bin dankbar, dass es uns gelungen ist, den 500 Menschen das Leben zu retten, sie von ihrer Krankheit zu befreien und sie in voller Würde zu begleiten bis zu dem Zeitpunkt, ab welchem sie in der Lage waren, alleine in den Alltag ihres Lebens zurückzukehren.

Ihr seid nicht einsam, wir stehen euch bei.

Kaukasus

Es ist kein Geheimnis, dass der Kaukasus schon seit Jahrhunderten mit der Lepra verseucht ist. Jedoch der genaue Ort der Leprosorien war nicht einmal der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bekannt, ganz zu schweigen die Namen der Ärzte, die sich mit diesen Kranken befassten. Aus der Geschichte der Lepra ist jedoch bekannt, dass diese Seuche im Kaukasus endemisch vorkommt, also von Generation zu Generation, lokalisiert in einem konkreten Gebiet, ohne Einschränkungen in der Zeit. So ist es auch verständlich, dass die abschreckenden Gestalten der Leprakranken im Kaukasus bekannt waren.

Die Verstümmelungen der Gesichter, der Arme und Beine der Leprakranken, auch Verkrüppelungen und Blindheit jagten den Gesunden mächtige Angst ein. Das ist auch kein Wunder. Die nasenlosen Gesichter löwenartig verändert, Haarausfall und Ausfall der Zähne, Heiserkeit, nicht selten einseitige Gesichtslähmungen verunstalteten die Menschen unmenschlich. So wurden die Leprakranken Ende des 19. Jahrhunderts endgültig dort streng isoliert.

Im Juli 1995 besuchten mein Mann und ich zum ersten Mal den Kaukasus. Genaue Informationen über den Standort der Leprasiedlungen verdanke ich einer Patientin. Sie kam einmal in die Sprechstunde und bat mich, sie „fit zu machen“, da sie ihrem heißen Wunsch nachgehen wollte, ihre Heimat noch einmal zu besuchen. Sie war schon über 80 Jahre alt. „Ich habe einen weiten, beschwerlichen Weg in meine Heimat, den Kaukasus, vor mir“, sagte sie, „meinen Sie, dass ich es gesundheitlich schaffe?“

Als ich das Wort „Kaukasus“ hörte, wurde ich gleich hellhörig. Nun hatte ich die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen. Bei jedem nächsten Praxisbesuch erzählte ich der Patientin, welche Hoffnungen ich mit ihrer Reise in den Kaukasus verband. Und jedes Mal drückte sie mir beim Abschied die Hand und sagte: „Ich werde mir die größte Mühe geben. Ich bin auch überzeugt, dass ich meine Mission erfülle, da ich einige Ärzte in der Familie in Rostov am Don habe. Am Tag vor ihrer Abreise übergab ich ihr meinen Brief, den ich an einen unbekanntem Lepraarzt geschrieben hatte. Sie lächelte.

Mit Spannung wartete ich auf ihre Rückkehr. Nach einem Monat rief sie mich freudig an. Sie fand tatsächlich in ihrer Heimatstadt eine Lepraärztin und nahm sofort Kontakt zu ihr auf. Jetzt, nach ihrer Ankunft in Dinslaken, erzählte sie mir begeistert über ihren Erfolg. Mit sichtbarem Stolz übergab sie mir einen Brief, der an mich adressiert war. Er enthielt zusammengefasst alle wichtigen Informationen über die Situation der Leprakranken im Kaukasus. Zusätzlich gab sie mir Folgendes an: „Aktuell befinden sich im Kaukasus drei Leprazentren, davon zwei für die stationäre Behandlung der Leprakranken: das Abinski Leprosorium (Leprasiedlung) am Schwarzen Meer und das Terski Leprosorium an der Grenze zu Tschetschenien. Unabhängig davon gibt es eine Ambulanz in Rostov am Don, in welcher die ambulanten Patienten stillschweigend in absoluter Diskretion behandelt werden. Es gibt dort am Eingang kein Schild oder Hinweis auf eine medizinische Einrichtung dieser Art.

Ich hielt den Brief jetzt in meinen Händen und wusste gar nicht, wie sehr ich dem lieben Gott dafür danken sollte! Ich war überglücklich!

In Gedanken habe ich schon die Organisation der Reise dorthin geplant. Jetzt war diese Reise für mich realistisch und durchführbar. Die Jakobus und Vincentius Gemeinden wurden sofort informiert. Es ging los mit Vorbereitungen: Sammlungen von Sachspenden, deren Verpackung, Beschriftung der Kartons in zwei Sprachen, Deutsch und Russisch, dann das Aufstapeln, um möglichst wenig Platz in Anspruch zu nehmen. Es war eine harte Arbeit! Aber wir waren uns einig. Wir wussten ja, dass wir es für die Ärmsten der Armen taten. Diese

Tatsache beflügelte uns. Unser Ziel war hoch gesteckt: Alle Leprakranken des russischen Kaukasus sollten von Dinslaken aus versorgt werden.

Schließlich war es so weit. Mein Mann und ich landeten in Rostov am Don. Unsere gesamte Fracht wurde, um kein Risiko einzugehen, eingeflogen. Die Lepraärztin aus Rostov/Don wartete auf uns im Flughafen. „Ich grüße Sie aufs Herzlichste auf russischem Boden“, sagte sie freudig und umarmte uns.

Am Flughafen warteten auch einige Laster, die von den Leprosorien nach Rostov am Don angekommen waren, um die aus Deutschland mitgebrachten Güter weiter in die Leprosorien zu transportieren.

Jedoch welche Enttäuschung! Das Zollamt verweigerte uns die Aushändigung der mitgebrachten Fracht. Die Beamten waren hartnäckig. Sie verlangten von uns Genehmigungen, die wir alleine einholen sollten. So mussten wir diverse Formulare ausfüllen, dann von Amt zu Amt fahren, sie unterschreiben, abstempeln lassen und anschließend dem Zollamt vorlegen. Es verging ein Tag nach dem anderen. Ich wurde immer ungeduldiger. Ich hatte insgesamt nur zwei Wochen Urlaub und in dieser Zeit wollte ich alle drei Leprazentren besuchen. Am vierten Tag legten wir im Zollamt 22 sauber unterschriebene und abgestempelte Dokumente vor. Aber unsere Nerven lagen schon blank! „Jetzt müssen wir energisch um unsere Kartons kämpfen“, dachten wir beide und sprachen uns gegenseitig Mut zu. Wir haben doch alles erledigt, was die Zöllner uns auferlegt hatten. Heute endlich werden wir unsere Güter in Empfang nehmen! In dieser Überzeugung klopfen wir an die Tür des Zollamtleiters. Jedoch stattdessen hörten wir vom ihm: „Es fehlt noch die Genehmigung von Moskau. Bitte alle Sachspenden einzeln auflisten! Bitte auch eine detaillierte Liste sämtlicher Medikamente erstellen, selbstverständlich in kyrillischer Schrift! Die Dokumente bitte nach Moskau faxen! Erst mit dieser Genehmigung kommen Sie zu mir zurück!“ Wie uns zumute war, brauche ich nicht zu beschreiben.

Inzwischen berichteten die Zeitungen in Rostov am Don: „Aus Deutschland ist eine große Fracht mit Medikamenten angekommen. Das Zollamt lässt sie unverständlicherweise nicht frei, obwohl wir diese Güter so dringend brauchen. Unsere Ärzte dürfen nur drei Tabletten pro Patient verschreiben!“

Bis in die späte Nacht saß ich am Schreibtisch, um die uns empfohlenen Listen in kyrillischer Schrift anzufertigen. Im Stillen dachte ich: „Es sind ja nur Schikanen! Niemand wird in Moskau diese Listen nachprüfen.“ Es war nur noch die letzte Rubrik auszufüllen, und zwar die Angabe über Watte, deren Menge insgesamt und die Anzahl der Päckchen. Ich überlegte, wie Watte auf Russisch heißt. Ich konnte mich nicht erinnern und hatte auch kein Wörterbuch bei mir, auch keine Person, die ich hätte fragen können. So habe ich das Wort „Watte“ in kyrillischen Buchstaben in die Liste eingetragen und nach Moskau gefaxt. In den Morgenstunden kam aus Moskau ein Anruf: „Das Medikament „Watte“ ist uns unbekannt. Es ist auch nicht aufgeführt in der Liste der zugelassenen Medikamente. Bitte um Erläuterung!“ Gott sei Dank, in Moskau gab man sich zufrieden mit meiner mündlichen Erklärung. Nach einigen Minuten kam per Fax die ersehnte Genehmigung. Sofort machten wir uns auf den Weg zum Zollamt. Dort erklärte man uns jedoch, dass der Leiter des Zollamtes beschäftigt sei und uns erst am nächsten Tag sprechen könne. Das überstieg unsere Geduld! Meine Stimme vibrierte vor Empörung, als ich den Zöllnern offenbarte: „Wir wünschen jetzt, und zwar sofort, ohne zu warten, den Leiter des Zollamtes zu sprechen. Wenn es nicht möglich ist, werden wir das Zollamt in Moskau in Kenntnis setzen über ihre Bürokratie hier.“ Der Leiter des Zollamtes kam sofort. „Um was handelt es sich?“, fragte er erstaunt. „Wir fordern sofort die Fracht, die wir aus Deutschland mitgebracht haben!“, sagte mein Mann energisch, „und wenn Sie es uns verweigern, werden wir die Leprakranken hierher ins Zollamt bringen. Sie werden sich ihre Hilfsgüter alleine nehmen, ohne Sie zu fragen.“ Der Zöllner wurde plötzlich blass. „Das ist doch nicht ihr Ernst“, sagte er still.

„Ich scherze nicht, Sie haben uns zur Weißglut gebracht“, erwiderte mein Mann mit kräftiger Stimme. Im nächsten Augenblick führte man uns in den Frachtraum.

Die unbeschreibbare, entsetzliche Angst vor der Lepra hatte uns geholfen! Wir konnten alle Kartons, die wir mit so viel Freude in Dinslaken gepackt hatten, jetzt endlich in Empfang nehmen. Die gesamte Fracht wurde auf die LKWs geladen, die von den Leprosorien zum Abholen der Güter angekommen waren. Es reichte tatsächlich, um alle Leprakranke im ganzen Nord- Kaukasus zu versorgen. Die gesamte Fracht wurde verteilt auf die zwei bestehenden Leprosorien: Terski und Abinski und auf die große Lepra Ambulanz in Rostov am Don.

Wir atmeten auf. Endlich war es uns gelungen, alles in Ordnung zu bringen. Wir waren so erschöpft, dass wir uns nicht einmal richtig freuen konnten.

Laut unserem Plan sollten wir anschließend direkt die tschetschenische Grenze ansteuern, wo das Terski Leprosorium sich befindet. Von Rostov bis in den Süden des Kaukasus führt eine breite, sehr ordentlich asphaltierte Straße. Jetzt dachten wir, schon alle Probleme bewältigt zu haben und in Ruhe zu den Leprakranken fahren zu können.

Jedoch die Ärztin, die vom Terski angereist war, um uns zu begrüßen, sagte traurig: „Fahren Sie bitte gleich in das Abinski Leprosorium, ans Schwarze Meer. Sie können leider nicht mit uns ins Terski fahren, da es uns nicht gelungen ist, Ihnen die Einreisegenehmigung für das Gebiet Stawropolski Kraj zu beschaffen. Wie Sie wissen, der russisch-tschetschenische Krieg ist die Ursache.“

Dass dort Krieg herrschte, wussten wir. „Aber warum sollen die Leprakranken darunter leiden?“, dachte ich. Wir haben einen so weiten Weg gemacht und jetzt sind wir schon im Kaukasus und dürfen dennoch nicht die Leprakranken besuchen? Das war für mich unvorstellbar!

„Nein“, dachte ich, „keiner wird es mir in Dinslaken abnehmen, dass wir die restlichen Kilometer zu den Leprakranken nicht fahren durften. Sollte unsere Arbeit in Dinslaken

umsonst gewesen sein?“ Das kann ich nicht zulassen.

Wir standen alle im Kreis: die Ärztin von Terski, die LKW Fahrer und wir. Ich sagte wiederholt:

„Wir fahren jetzt in das Terski Leprosorium.“

„Dort herrschen aber Kriegszustände“, erwiderte die kleine, zierliche Ärztin, die schon sichtbar im vorgeschrittenen Alter war. Es war schon 15:00 Uhr. Die Fahrer meinten, wir brauchten mindestens sieben Stunden zügiger Fahrt, um vor Mitternacht im Leprosorium anzukommen. Die Entscheidung musste schnell getroffen werden. Ich schaute meinen Mann an. Vor vier Monaten hatte er eine Herzoperation durchgemacht. Die Strapazen der letzten Tage waren gewiss eine körperliche und auch seelische Belastung für ihn. Sein Gesicht war aber ganz ruhig und entspannt. Er nickte mit dem Kopf. Es bedeutete „Einverstanden“. Wir waren uns beide einig, ohne ein Wort auszusprechen. Ich sagte mit fester Stimme zur Ärztin: „Wir fahren in das Terski Leprosorium.“ Sie war für einen Augenblick sprachlos. Dann rief sie energisch mit kräftiger Stimme zu den Lastwagenfahrern: „Rebiata – riskiom?“ (Kinder – gehen wir das Risiko ein?) Und sie erwiderten laut im Chor: „Riskiom“ (Wir riskieren es).

Ich nahm Platz neben ihr in einem kleinen Krankentransportwagen, mein Mann bestieg einen der Laster. Wir starteten unseren Weg. Die Straße war breit und bequem, was mich jedoch wunderte, ohne Markierungen für den Gegenverkehr. Neugierig schaute ich rechts und links, jedoch nur sehr selten konnte ich von weitem eine Siedlung entdecken. Die russische Ärztin vom Terski war sehr gesprächig. Sie erzählte mir, dass sie Psychiaterin und gleichzeitig auch Leprologin sei. Alles verlief reibungslos. Ich dachte im Stillen: „Die ganze Aufregung wegen der Fahrt ohne Genehmigung war ja unbegründet.“ Jedoch... nach ungefähr 50 Kilometern musste der Fahrer die Geschwindigkeit stark reduzieren. „Weswegen fährt er so langsam“, dachte ich, „hier gibt es doch keine Ampeln.“ Im nächsten Augenblick sah ich eine Menge doppelt bewaffneter Soldaten mit Kalaschnikows und Pistolen und einige

Panzer. Vor Schrecken wurde mir übel. Ich beobachtete das Gedränge durch die kleinen Fenster des Krankentransportwagens. Die Straße war komplett eingeeengt, jedes Fahrzeug wurde dadurch zum Stoppen gezwungen. Soldaten drängten sich rings um unsere Fahrzeuge. Einer von ihnen riss die Tür von dem Fahrzeug auf, in welchem ich mich befand. Der Fahrer stieg aus. Angst überkam mich. Jetzt würde man entdecken, dass wir keine Genehmigung zur Einreise hatten. Mein Herz schlug laut, raste, ich verspürte das Pulsieren im ganzem Körper und dachte: „Jetzt wird man unsere Dokumente überprüfen. Im Kriegszustand war die Anwesenheit ohne Genehmigung äußerst gefährlich. Es drohte die Gefängnisstrafe oder sogar die Todesstrafe. Das war mir klar. Die Ärztin, die neben mir saß, ahnte, was so in mir vorging. Sie sprach langsam, sehr leise und beruhigend auf mich ein, mit sanfter Stimme. „Ruhig, ganz ruhig, keine Angst!“ Ich spürte ihre Finger auf meinem Handgelenk. Sie untersuchte meinen Puls. „O Gott“, dachte ich, „mein armer Mann! Wegen „meinen“ Leprakranken bringe ich ihn in so eine Gefahr!“ Jetzt wusste ich, weswegen die Genehmigung abgelehnt worden war. Plötzlich hörte ich ein Geschrei: „Prokaza?“ (Ausatz?) Die Soldaten sprangen zurück auf die Seite. Sie schrieen: „Ujesschajte, ujesschajtie bystro, bystro! (Wegfahren, weg, schnell, schnell)!“ Der Fahrer fuhr plötzlich los. Ich wusste nicht, was geschah. Die Ärztin erklärte mir, was passierte: Die Soldaten hatten die Aufschrift an unseren Fahrzeugen „Terski Leprosorium“ entdeckt. Die schreckliche Angst der Soldaten vor der Lepra war unsere Rettung. Diese Szene wiederholte sich alle 50 km, da in diesen festgelegten Abständen die Straße eingeeengt wurde. Alle Fahrzeuge konnten auf diese Weise genau überprüft werden. Bei jedem Kontrollpunkt dachte ich: „Jetzt fasst man uns, dies ist unser Ende!“ Wie es meinem Mann erging, wusste ich nicht, da wir getrennt durch den Kaukasus fuhren. Als wir heil im Leprosorium ankamen, sagte er mir: „Wir leben und sind in Freiheit, alles andere ist nicht wichtig. Denke nicht mehr darüber nach, wie es hätte ausgehen können.“

Dennoch werde ich diese Fahrt in meinen ganzen Leben nie vergessen!

Das Gelände des Leprosoriums erreichten wir spät nach Mitternacht. Dort herrschte absolute Dunkelheit. Die LKW Fahrer stiegen aus und wir reichten einer dem anderen die Hand. So bildeten wir eine Kette von Menschen. Ganz vorsichtig machten wir einen Schritt nach dem anderen und dennoch stolperten wir.

Vor uns stand ein Haus. Wir hatten es erahnt, konnten es aber nicht sehen. Plötzlich öffnete sich die Tür und ein heller Lichtstrahl erhellte uns die nächsten paar Meter. Es war ein einstöckiges, kleines Haus. Wir traten ein. Mit Staunen sahen wir einen großen, weiß gedeckten Tisch mit verschiedenen Speisen, Brot und Wodka. Eine Gruppe von Menschen saß bei Tisch. Sie begrüßten uns sehr herzlich, umarmten uns wie alte Freunde. „Wir warten schon so lange auf euch“, sagte der Chefarzt des Leprosoriums Dr. Michail Gridasow, „aber wir wussten, ihr kommt, egal welche Probleme unterwegs auftauchen.“ Er stellte uns die Anwesenden vor. Es war das Personal des Leprosoriums. Alle freuten sich riesig! Sie duzten uns gleich in den ersten Minuten unserer Bekanntschaft. Die Freude und Wärme, mit der sie uns entgegenkamen, war für uns überwältigend. Am nächsten Tag sahen wir im Leprosorium viele solcher Häuser. Eines davon hatte man uns für die Zeit unseres Besuches zugeteilt. „Steht das Haus immer leer?“, fragten wir erstaunt. „Nein, dort wohnen unsere Mitarbeiter. Sie stellen aber ihre Wohnungen den Gästen zur Verfügung und wohnen in dieser Zeit bei Freunden oder Verwandten. Das ist bei uns so Sitte, unsere Gastfreundschaft“.

Wir waren nach den vielen Erlebnissen müde bis zum Umfallen. Am nächsten Tag pünktlich um 08: 00 war Visite. „Die Kranken freuen sich schon so sehr“, sagte der Chefarzt, „wir können doch unsere Patienten nicht warten lassen.“

Die Patienten warteten tatsächlich schon, einige auf dem Korridor, die Schwerkranken in ihren Krankenzimmern.

Überall war aufgeräumt und es war absolut sauber. Sie warteten, um mit uns zu sprechen. Sie dankten uns schon im Voraus, obwohl noch nicht alle der mitgebrachten Sachspenden verteilt

waren. Die verstümmelten Gesichter strahlten. „Wir wohnen hier schon so lange“, sagten sie, „einige von uns seit Jahrzehnten, aber so viele Geschenke haben wir noch nie bekommen.“

Wir setzten uns zu ihnen in den Aufenthaltsraum. Eine Leprakranke kam näher an mich heran und fragte mich: „Glauben sie an Gott?“ Es wurde ganz still im Raum. „Ja, ich glaube an Gott“, sagte ich, „sonst würde ich jetzt nicht hier unter Ihnen sein.“ Die Leprakranken reichten mir freudig ihre Hände und umarmten mich. Auch ich war gerührt.

Während ich im Terski Leprosorium war, hörte ich vom Chefarzt, wie sehr die zweite Seuche, die Tuberkulose im Kaukasus verbreitet ist. „Mein Freund“, sagte er, „ist Lungenfacharzt. Der bat mich, ihm Gelegenheit zu geben, mit Ihnen zu sprechen. Heute Abend können wir uns gemeinsam unterhalten“.

Unter solchen Umständen lernten wir Dr. Odinez, den Lungenfacharzt, kennen. Er befasste sich ausschließlich mit tuberkulosekranken Patienten. Er nutzte den Abend, um uns etwas über die dürftige Situation seiner Patienten zu erzählen.

Im Jahre 1997 besuchten wir nochmals das Terski Leprosorium. Der Anlass war das 100-jähriges Jubiläum des Leprosoriums. Es war gleichzeitig für uns ein Anlass, das größte Tuberkulosekrankenhaus im Kaukasus mit 530 Betten, in der Stadt Stavropol zu besuchen. Die Leitung umfasste organisatorisch noch sechs kleine Tuberkulose-Krankenhäuser, die sich in einem Gebiet befanden, das sich von Stavropol bis zur georgischen Grenze erstreckte. Der leitende Arzt war Dr. Odinez. Diesmal bat er uns um Hilfe für seine Patienten. Wir haben ihn vorerst nach Dinslaken eingeladen, um fundierte Informationen aus erster Hand zu bekommen und in Ruhe ausführlich über die Situation der Tuberkulosekranken im Kaukasus zu sprechen wie auch über die Art einer sinnvollen Hilfe.

Ende Juli 1997 rollte von Dinslaken aus ein 20-Tonnen-Sattelschlepper in den Kaukasus, um dort die größte Tuberkuloseklinik, die Tuberkulose Landesklinik Stavropol, zu versorgen. Was haben wir dorthin gesandt? Vorerst spezifische Medikamente für die

Tuberkulosekranken und allgemeine Medikamente. Außerdem die Einrichtung für eine Großküche mit Geschirr und Küchengeräten, Wäsche für den Operationssaal, Bekleidung und viele andere Hilfsmittel.

Einige Wochen später flog ich mit meinem Mann nach Stavropol. Wir wollten uns vor Ort überzeugen, in welchem Zustand die Hilfsgüter angekommen waren. Uns war auch wichtig, deren Einsatz im Krankenhaus zu erleben, sowie das Gespräch mit dem medizinischen Personal und den Patienten zu suchen.

Die Freude im Krankenhaus war groß. Die Patienten konnten kaum fassen, dass alle diese Güter in die Landeslinik transportiert wurden, um ihnen zu helfen. Sie lächelten und drückten uns die Hände. Sie waren sichtbar glücklich über die Hilfe, die wir ihnen aus Dinslaken ermöglichten. Sie sagten uns: „Und wir dachten, dass wir hier ganz verlassen sind, dass keiner sich um uns kümmert.“ „Nein, nein“, beruhigten wir sie: „ihr seid nicht einsam, wir stehen euch bei.“

Die Ärzte baten uns auch, allen Mithelfern in Dinslaken herzlichen Dank zu sagen, sowohl im Namen der Tuberkulosekranken, als auch des Krankenhauspersonals.

Durch diese Aktion konnten wir die Behandlung der dort stationär betreuten 530 Patienten ermöglichen und die Funktionsfähigkeit der Tuberkuloselandeslinik sicherstellen.

Über unsere Hilfsaktion wurde in drei Zeitungen der Stadt Stawropol berichtet.

Die „Stawropolska Prawda“ schrieb: „Die Deutschen erkannten unser Elend. Dank der Kirche in Deutschland und der deutschen Pharmazie sind die Ärzte in der Lage, die Tuberkulosekranken der Landeslinik entsprechend zu behandeln.“

Die Zeitung „Stawropolskie Wiedomost“ berichtete: „Sogar im Ausland macht man sich Sorgen um unsere Tuberkulosekranken. Aus einem kleinen Städtchen in Deutschland,

Dinslaken, das in Westfalen liegt, kamen Hilfsgüter mit Medikamenten, medizinischen und allgemeinen Artikeln. Es war höchste Zeit, da die Situation in unserer Klinik dramatisch ist.“

„Wieczernyj Stawropol“ vermerkte: „Vom Rheinland kam eine Hilfe für unsere Tuberkulosekranken. Dank der Anstrengungen vieler deutscher Bürger ist es gelungen, großartige Hilfe zu spenden. Es löst bei uns große Freude und Dankbarkeit aus.“

Im Jahre 1998 sandten wir erneut einen Sattelschlepper für die sechs kleineren Tuberkulosekrankenhäuser, die zwischen Stavropol und der georgischen Grenze liegen. Dank guter Organisation der Arbeit in Dinslaken haben wir alles geschafft!

Es klingt ganz harmlos... aber welche Flut von Anstrengungen der Gemeindemitglieder dies alles ermöglicht hatte!

Da es sich um sechs Krankenhäuser handelte, kamen wir in Dinslaken auf die Idee, die Arbeit auf die einzelnen Gemeinden aufzuteilen. Die Gemeinde St. Vincentius übernahm die Versorgung der Tuberkulosehäuser in Bukruschun und Teberda. Die St. Jakobus Gemeinde übernahm die Versorgung der Krankenhäuser in Georgiewsk und Piatigorsk, und die Evangelische Gemeinde in Schermbeck sorgte für Kislowodsk und Budennowsk. Was war jetzt zu tun? Folgendermaßen gingen wir vor:

Als erstes wurde in den Kirchen zur Mithilfe aufgerufen. Dann wurden Sachgüter gesammelt, mühsam gestapelt und nach Bedarf für Männer, Frauen und Kinder getrennt aufgeteilt. Zum Schluss wurde alles verpackt und jedes Packet in deutscher und russischer Sprache beschriftet. Da wir nicht viel Platz im St. Vincentius- Keller hatten, auch nicht in der Kleiderkammer in St. Jakobus, mussten wir die verpackten Kartons hoch aufstapeln. Zuletzt wurde der Sattelschlepper beladen.

Das Beladen erforderte ganz viele Kräfte und auch Geschicklichkeit. Alle verpackten Kartons von St. Vincentius und aus Schermbeck wurden mit Lastern zur St. Jakobus Kirche transportiert. Anschließend beluden alle mit vereinten Kräften den Sattelschlepper. Es

dauerte stundenlang, bis endlich der Fahrer die Plandecke zusammengeschnürt und startbereit den Laster abgeschlossen hatte. Wir alle waren verschwitzt, müde, ja komplett kraftlos. Einer von den Mithelfern sagte mir: „Entschuldigen Sie bitte, aber das Packen, Verladen und Versenden der Güter ist absolut verrückt.“ Ich stimmte ihm zu: „Sie haben vollkommen Recht, es ist verrückt. Man muss verrückt sein, sich damit zu beschäftigen.“ Dabei dachte ich im Stillen an die Auslegung des Wortes „Verrücktheit“ von Frau Dr. Ruth Pfau, der deutschen Leprospezialistin in Pakistan. Sie meinte: „Die Denkweise der Menschen ist ganz unterschiedlich“, „Das „Ver-rücken“, „Ab-rücken“ von dem mittleren Maßstab bedeutet „anders denken und anders sein“.

Und damit konnte ich mich identifizieren.

Auch die Versorgung mit unseren Hilfsgütern der sechs kleineren Tuberkulose-Krankenhäuser haben wir nachgeprüft. Zusammen mit Dr. Odinez fuhren wir die Strecke von Stavropol bis zur georgischen Grenze. In jeder der sechs genannten Städte hielten wir an, sprachen mit dem zuständigen Tuberkulosearzt und sahen die Einrichtung der Anstalten samt Patienten. Kislowodsk und Piatigorsk waren Kurorte und man fühlte sich hier relativ sicher. Dennoch war ich erstaunt, dass wir stets mit zwei Autos unterwegs waren. „Ist es nicht Benzinverschwendung?“, dachte ich. Die Ärzte waren aber anderer Meinung. „Es ist unbedingt notwendig“, sagten sie. „Falls ein Wagen defekt ist, verlieren wir keine Zeit, da wir die Möglichkeit haben, weiterzufahren.“ Ich habe mich erst später überzeugt, dass es unabhängig von dieser Erklärung für uns lebensnotwendig war. Je näher wir an die georgische Grenze kamen, desto problematischer wurde alles. Die meisten Menschen sprachen nicht Russisch. Dass im Südkaukasus verschiedene ethnische Gruppen lebten, war uns klar. Sie verständigten sich in eigenen Sprachen. Das Grußwort „sdrastwujtie“, das unabhängig vom Tag- und Nachtrhythmus in ganz Russland angewandt wird, war dort unbekannt. Stattdessen hörten wir stets: „Salam malajkom- malajkom salam“. „Grüßt auch so“, sagte uns Dr.

Odiniec. Der Umgang mit den Menschen war für mich oft sehr seltsam. Wir waren stets zusammen, durften uns alleine nicht entfernen. Dort erlebten wir streng kontrollierte Grenzen, obwohl wir uns doch die ganze Zeit in Russland befanden.

Die Landschaft war jedoch einmalig! Der Hohe Kaukasus war für uns ein Erlebnis. Wir kamen sehr nahe an den höchsten Berg, den Elbrus. In Tscherkask hatten wir einen Blick auf die zentrale Kette der Kaukasus Berge. Dort lernten wir einen Arzt kennen, der mir ganz besonders in Erinnerung blieb. Es war ein kleiner, stämmiger, humorvoller Mann. Im Kontakt mit Menschen war für ihn das Geburtsdatum das Wichtigste, nicht der Name. Er wollte gleich das Alter feststellen. Es zeigte sich, dass mein Mann zwei Tage älter war als er. So sagte er zu ihm: „Du bist mein älterer Bruder.“ Der Chefarzt aller Krankenhäuser, Dr. Odiniec, war deutlich jünger als er. So sagte er zu ihm: „Du bist mein jüngerer Bruder.“ Die Hierarchie war damit schon festgelegt. Er bot uns Brot und Obst an. Dann wandte er sich an Dr. Odiniec: „Jüngerer Bruder, bring schnell Bier! Siehst du nicht, dass mein älterer Bruder und ich Durst haben?“ Dr. Odiniec sprang sofort auf. Nach einer halben Stunde kam er mit drei Flaschen Bier zurück. „Bediene uns jetzt!“, sagte zu ihm der mittlere Bruder. Nach dem Essen zeigte er uns die Umgebung. Wir fuhren wiederum mit zwei Wagen. An jeder Grenze kannten ihn die Soldaten. Wir merkten gleich, welchen Respekt er dort genoss.

Wir fuhren weiter nach Teberda. Der zuständige Tuberkulosearzt wartete schon auf uns. Nach der Krankenhausbesichtigung bewirtete er uns mit Tee im Nationalpark. Auch einige Schaschliks wurden schnell für uns am Feuer zubereitet. Die Direktorin des Nationalparks übergab mir einen Strauß dort gepflückter Blumen.

Für mich war dort alles merkwürdig. Nach einigen Tagen kamen wir im Leprosorium Terski an, das an der tschetschenischen Grenze liegt. Es war für mich endlich entspannend. Dort konnte ich mich frei ohne Angst bewegen und in der Nacht ruhig schlafen. Ich wusste, dass sich kein Unbefugter in eine Leprasiedlung einschleichen würde. Die Angst vor der Lepra bei den Einheimischen war mir absolut gut bekannt.

Einige Monate nach unserer Rückkehr nach Dinslaken erhielt ich aus dem Kaukasus die Nachricht, dass der „mittlere Bruder“ von den Einheimischen überfallen und getötet worden war.

Eine Blitzaktion für Taschkent

Usbekistan

Usbekistan war für mich schon immer ein ganz spezifisches Land. Laut Angaben der WHO gab es dort in den 90-er Jahren über 1000 Leprakranke. Die WHO konnte jedoch keine Angaben über den Standort dieser Patienten machen. Nicht nur das: Ich konnte die Namen der Ärzte, die sich mit den Leprakranken befassten, auch nicht erfahren. Für mich war es jedoch sehr wichtig, die dort lebenden Leprakranken zu finden. So überlegte ich, wie ich nach Usbekistan einreisen könnte.

Im Jahre 1994 während einer Leprareise nach Almaty, Kasachstan, bemühte sich mein Mann, in der Botschaft der Republik Usbekistan die Erlaubnis einzuholen, in das Land einzureisen. Es war jedoch nicht möglich. Nach einigen Tagen intensiver Bemühungen gab man meinem Mann folgende Antwort:

„Die Usbekischen Gebiete am Aralsee sind so sehr durchseucht, dass nur mit schriftlicher Genehmigung des Gesundheitsministers die Einreise bewilligt wird.“ Es bestand allerdings die Möglichkeit, mit einer Reisegesellschaft, welche Großstädte der ehemaligen Sowjetunion anfliegt, nach Taschkent zu kommen. Es würde mir jedoch nicht weiterhelfen, da man schon von vornherein annehmen konnte, dass die Leprakranken nicht in der Hauptstadt Usbekistans zu finden waren. Die letzte Möglichkeit, nach Usbekistan zu kommen, war eine Einreise auf Einladung. Ich kannte jedoch keinen Bewohner Usbekistans. Es schien also aussichtslos zu sein.

Das Land war für mich komplett geschlossen.

Durch Zufall fiel mir nach einigen Monaten ein Katalog in die Hand mit den Listen von europäischen Weltkongressen. Beim Blättern fand ich für das Jahr 1995 eine Vorankündigung für den II. Weltkongress der Polonia Medica in Tschenstochau, Südpolen. Laut Angaben des Kongressbüros stammten etwa 50% der teilnehmenden Ärzte aus der ehemaligen Sowjetunion. Das war für mich eine gute Nachricht. Sofort meldete ich meine Teilnahme mit einem Vortrag über die aktuelle weltweite Situation der Lepra an. Im Stillen habe ich gehofft, mit meinem Thema das Interesse der Ärzteschaft zu wecken. In Eile schrieb ich den Text meines Vortrages nieder und sortierte passende Dias dazu. Nun näherte sich der Zeitpunkt des Kongresses. Ich hatte jedoch keinen Urlaub, um die 900 Kilometer nach Tschenstochau zu fahren. Es blieb mir nur ein freies Wochenende für diese Reise zur Verfügung. So machte ich mich gleich nach der Sprechstunde an einem Freitagabend mit meinem Mann auf den Weg, und wir kamen in den Morgenstunden im Saal der Philharmonie an, wo der Kongress stattfand. Bei meinem Vortrag war der Kongresssaal bis zum letzten Platz mit weltweit angereisten Ärzten gefüllt.

„Gott sei Dank“, dachte ich, „hoffentlich sind hier unter ihnen auch einige aus Usbekistan.“ Zur Diskussion nach meinem Vortrag meldete sich nur ein Amerikaner, der die Gelegenheit nutzen wollte, um über das Amerikanische Leprosorium in Baton Rouge zu berichten. Es blieb mir nicht viel Zeit. Ich drängte mich durch die langen Korridore mit der Hoffnung, Ärzte aus Usbekistan zu finden. Dabei richtete ich den Blick nicht auf die Gesichter der vorbeigehenden Ärzte, da ich ja niemanden kannte, sondern auf das Namensschild, auf dem auch die Nationalität in dicken Buchstaben zu sehen war. Vergeblich! Erfolglos! Nach der schlaflosen Nacht war der Tag für mich ja sowieso entsetzlich anstrengend!

.Ich war recht deprimiert. Nun holte ich noch eilig vom Kongressbüro eine schwarze Kongresstasche mit der Zusammenfassung aller Vorträge, die gratis für die aktiven Teilnehmer dort vorbereitet waren. Für mich hieß es, sofort zurück nach Dinslaken! Es war 20:00 Uhr abends. In 12 Stunden musste ich zurück in der Praxis sein. Unterwegs, während

mein Mann am Steuer saß und sein Bestes tat, um schnell auf der Autobahn voranzukommen, blätterte ich in meinen Unterlagen, die ich aus der schwarzen Tasche herausgeholt hatte. Die ganze Arbeit war umsonst, dachte ich, die vielen Anstrengungen! Ich habe keinen Arzt aus Usbekistan getroffen. Im Kongressbüro hatte man mir diesbezüglich auch keine konkrete Auskunft geben können.

Plötzlich entdeckte ich jedoch in der Liste der Teilnehmer einen Namen aus Usbekistan: Frau Prof. Tamara Muratowa aus Taschkent. Ich war sprachlos. „Was machen wir jetzt?“, dachten wir beide – „zurückfahren?“ Das würde ja ein purer Wahnsinn sein, da wir ja schon in NRW waren! Mein Mann hatte aber eine viel bessere Idee. „Das Kongressbüro ist noch einige Stunden offen. Wir rufen sofort noch in der Nacht an, um genaue Angaben über Frau Muratowa zu erfragen.“ Inzwischen war es schon 04:00 Uhr morgens. „Mach dir keine Sorgen“, sagte mein Mann, „ich werde schneller fahren, da schaffen wir es noch.“ Er jagte Richtung Dinslaken. Die Autobahn war leer. Tatsächlich, kein einziger Wagen. Es gab zwar eine Einschränkung der Geschwindigkeit wegen Straßenarbeiten, aber es war keine Menschenseele zu sehen. Nach einigen Minuten sagte mein Mann: „Schau, da kommt auch einer mit hoher Geschwindigkeit hinter uns her. Er weiß auch, dass keine Straßenarbeiten in der Nacht durchgeführt werden. Schau, er ist schneller als wir, er überholt uns sogar!“ Jedoch schon im nächsten Augenblick sahen wir, dass es nicht ein flotter Fahrer war, sondern die Polizei! Sie hielten uns an. „Haben sie nicht gesehen, dass hier eine Geschwindigkeitseinschränkung ist?“, fragten die Polizisten meinen Mann. „Sie fuhren fast 200 Kilometer pro Stunde statt 50 Kilometer. Leider müssen wir Ihnen für einen Monat den Führerschein entziehen, zusätzlich vier Punkte in Flensburg.“

„Noch das dazu“, sagte mein Mann, „und alles nur wegen deiner Usbeken!“

Aber wir schafften es. Das Kongressbüro faxte uns sofort die Daten von Frau Muratowa zurück nach Dinslaken.

Ich konnte tatsächlich aufatmen! Die Anstrengungen hatten sich doch gelohnt. Ich hatte jetzt eine Kontaktperson in Usbekistan.

Gleich abends nach der Sprechstunde rief ich Frau Prof. Muratowa an. Ich hörte eine matte und noch dazu ganz leise Stimme von der anderen Seite. „I don't understand you. Please speak Russian or English to me“, war ihre Antwort. Ich trug ihr mein Anliegen vor.

„Leprakranke? Ich weiß gar nicht, ob in meinem Land Leprakranke sind. Es interessiert mich auch nicht“, antwortete sie in Russisch, wiederum so leise, dass ich es kaum verstehen konnte.

„Jedoch“, sagte sie, „ich kann mich erkundigen, wenn es so wichtig für Sie ist. Rufen Sie mich noch mal in einer Woche an!“

Ich war erstaunt. Weswegen sprach sie so leise? War sie vielleicht krank?

„Vielleicht spricht man in Usbekistan so leise“, sagte mein Mann scherzhaft.

Ich rief nochmals nach einer Woche Frau Muratowa an. Sie hatte für mich noch keine Informationen. Nun rief ich sie systematisch jede Woche an, stets mit der Hoffnung, etwas Näheres über die Leprakranken zu erfahren. Es irritierte mich, dass sie immer nur flüsternd zu mir sprach.

Jedoch bei dem nächsten Gespräch wurde es mir klar. „Könnten Sie mich um eine andere Uhrzeit anrufen? Sie rufen mich stets um 02:00 Uhr nachts an.“ Beim nächsten Gespräch hatte Frau Muratowa eine klare, sogar energische Stimme. „Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, dass ich keinen Arzt kenne, der sich mit Leprakranken befassen würde. Aber da Sie mir keine Ruhe geben, werde ich den Gesundheitsminister fragen. Ich spiele mit ihm Tennis zweimal in der Woche.“

Es war mir gar nicht peinlich, Frau Muratowa jede Woche mit meinen Telefonaten zu stören.

„Schließlich kämpfte ich um etwa 1000 Leprakranke“, dachte ich und blieb weiter standhaft.

Und tatsächlich! Sie wurde für mich zu einer Schlüsselperson! Sie gab mir Adressen der Leprosorien, Namen der Leprologen und lud mich sogar mit meinem Mann und meinem

Sohn nach Usbekistan ein. Sie gab mir auch an, welche Position sie in Taschkent hatte: Sie war Augenärztin, die sich fast ausschließlich mit tumorösen Veränderungen der Augen beschäftigte, eine Wissenschaftlerin.

Nach einem Jahr landete ich zusammen mit meinem Mann und Sohn um Mitternacht in Taschkent. Frau Prof. Muratova nahm uns sehr freundlich, sogar mit Blumen, in Empfang. Nach einigen Stunden offenbarte sie mir: „Ich habe noch nie zuvor eine so hartnäckige Person wie Sie erlebt, die ein Ziel ins Auge fasst und, obwohl kein Hoffnungsschimmer besteht, doch nicht nachlässt.“ Später vertraute sie mir an: „Ich habe mich vor mir geschämt. Während meines Studiums habe ich in den Lehrbüchern das Kapitel „Lepra“ kaum beachtet. Ich habe schnell den Text gelesen und deckte dabei mit der Hand die Bilder der Leprakranken ab. Bei Ihren Telefonaten wurde mir erst bewusst, welche Abneigung und welchen Ekel ich den Leprakranken gegenüber verspürte. Dagegen kämpft eine fremde Person aus Deutschland um Zutritt zu ihnen, um sie behandeln zu können und ihnen zu helfen.“

Nach einigen Monaten rief sie mich an. Sie war bedrückt. Sie erzählte mir von der Tuberkuloseverseuchung in ihrer Hauptstadt. Taschkent, die Stadt mit über 2,5 Mill. Einwohnern und 4025 Tuberkulosekranken! Diese Nachricht hatte sie vom Direktor des Tuberkulose Instituts in Taschkent, Prof. Iwaidulajewdas. In Usbekistan gab es zwar spezifische Medikamente gegen die Seuche, jedoch ein sehr wichtiges fehlte, das Isoniazid. Ohne Isoniazid würde die Therapie der Tuberkulose erfolglos bleiben.

Ich habe Frau Muratowa meine Hilfe angeboten, die Isoniazid Tabletten zu besorgen und nach Taschkent zu befördern.

Das Deutsche Medikamenten Hilfswerk, action medeor e.V., befindet sich in Tönisvorst bei Krefeld. Da es in der Nähe von Dinslaken liegt, konnte ich mich persönlich überzeugen, ob man Isoniazid dort kaufen konnte.

Gemeinsam haben wir im Medikamenten Hilfswerk berechnet, wie viele Isoniazid Tabletten für die Patienten in Taschkent bis zur Heilung notwendig waren. Die Bestellung wurde sofort aufgenommen - und nicht nur das:

Das Hilfswerk übernahm die Organisation des Transfers. 36 Kartons mit Isoniazid wurden am 31. Januar 1997 von Düsseldorf nach Taschkent versandt mit Flug LH 2876 (Lufthansa).

Auch die Hälfte der Versandkosten übernahm Medeor. Frau Prof. Muratowa nahm die Fracht persönlich in Taschkent in Empfang und übergab die Medikamente weiter an das Tuberkulose-Institut in Taschkent an Herrn Prof. Iwaidulajewdas.

Es war eine Blitzaktion: Innerhalb einer Woche wurde die Hilfsaktion komplett abgewickelt.

Die Tuberkulosekranken der Stadt Taschkent hatten Glück! Die Behandlung wurde sofort eingeleitet und nach acht Monaten ordnungsgemäß abgeschlossen. Jedem der 4025 Tuberkulosekranken wurde dadurch die Möglichkeit gegeben, geheilt zu werden und zu überleben - ein Geschenk der Bürger unserer Stadt Dinslaken.

4. Kapitel

Das Echo ist überwältigend

Gefängnisarbeit in Russland

Ein Ort, wo Schrecken und Schmerz in Hoffnung und Freude verwandelt werden

Das Jahr 2004 bereitete mir eine außergewöhnliche Überraschung.

Mein Mann und ich waren unterwegs nach Odessa, Ukraine. Wir wollten uns informieren über den aktuellen Zustand der Leprakranken in Kutschurgan, dem ukrainischen Leprosorium. Endlich nach sechs Jahren sollten sie kontrolliert werden. Mit diesen Gedanken landete ich in Odessa, einer Stadt, die nur 60 km von Kutschurgan entfernt liegt.

Odessa, die attraktive Metropole am Schwarzen Meer, fanden wir im Jahre 1998, beim ersten Besuch der Leprakranken, in sehr vernachlässigtem Zustand. Einige Straßen waren komplett baufällig. Jedoch nach sechs Jahren staunten wir. Das Straßenbild hatte sich so sehr verändert. Eine Reihe repräsentativer Bauten erschien nach der Renovierung wiederum in vollem Glanz. Überall, in fast jeder Straße, konnte man Menschen bei der Renovierung der Häuser sehen. Viele kleine attraktive Läden, Restaurants, auch kunstvoll geschmückte Innenhöfe waren in den letzten Jahren entstanden. Auch die Oper, faszinierend prunkvoll, wie einst einmal. Auf jedem Schritt und Tritt gab es positive Veränderungen.

Wir steuerten gleich das Leprosorium Kutschurgan an, da die Versorgung der ukrainischen Leprakranken für mich bei dieser Reise das Allerwichtigste war. Die Patienten kannten uns, abgesehen von einem etwa 40-jährigen Mann, der kurz vor unserer Ankunft an das Tor des Leprosoriums geklopft hatte. „Was wünschen Sie?“, fragte der Arzt, der ganz zufällig auch herein kam. „Ich bin Ihr neuer Patient“, sagte der fremde Mann sehr höflich. Der Arzt riss die Augen auf. „Wie bitte? Wie kommen Sie auf die Idee, sich hier in unserer Anstalt zu melden? Wo kommen Sie überhaupt her? Wir behandeln ja ausschließlich nur Leprakranke!“ „Ja“, erwiderte der Fremde, „deswegen bin ich auch hierher gekommen. Mein Weg hierher war sehr weit, ich wohne nämlich in der Ost-Ukraine“. Das Staunen des Arztes wurde immer

größer. Nach einem längeren Gespräch klärte sich die Situation auf. Seine Mutter war leprakrank und wurde in Kutschurgan vor über 20 Jahren behandelt. Er selbst hatte die Mutter im Leprosorium besucht. Als er nach über zwei Jahrzehnten an seinem Körper dieselben Veränderungen wie bei seiner Mutter feststellte, entschloss er sich, nach Kutschurgan zu fahren. Und tatsächlich, seine Diagnose stimmte.

Ich eilte sofort zu ihm, um mit ihm zu sprechen und ihn zu untersuchen. Die Lepra-Therapie war bei ihm bereits eingeleitet worden.

„Wie viele Menschen hat er bereits angesteckt“, dachte ich, „und wie viele solche Patienten gibt es noch in der Ost-Ukraine?“

Die Kutschurgan-Patienten erkannten uns und freuten sich über unseren Besuch. Sie waren sehr gut versorgt und es gab dort diesbezüglich keine Probleme. Nach der Besprechung mit Chefarzt Dr. Naumow konnten wir am nächsten Tag weiterfahren.

Unser Weg führte auf die Halbinsel Krim. Dort wollten wir einen Kurzurlaub verbringen. Die Flüge fielen jedoch wegen eines schlimmen Unwetters aus. Die Zugverbindung war nicht möglich, da die Züge von Odessa Richtung Jalta über ein Gebiet fuhren, das jetzt komplett unter Wasser stand. Es blieb uns nur noch eine Möglichkeit, mit dem Schiff dorthin zu fahren. Ohne viel zu überlegen, besorgten wir uns im Seehafen Fahrkarten und starteten die Reise auf einem Katamaran Richtung Krim. Nach 12 Stunden kamen wir in Jalta an.

Das subtropische Klima, die herrliche Vegetation, die warme Wasserbrise vom Meer sorgten schon für eine Urlaubsstimmung. Wir freuten uns auf ein paar Erholungstage. Die Krim war uns unbekannt. Wir befanden uns in einer ganz fremden Welt. Dunkelheit brach an, es wurde schon Abend. Wir bezogen ein Hotel und ließen uns im Bristol Garten-Restaurant in Jalta nieder. Während wir über die vielen Probleme der letzten Tage sprachen, hörten wir hinter dem Zaun, der uns durch prächtige subtropische Pflanzen von der Straße trennte, eine bekannte Stimme. „Guten Abend, darf ich mit Euch ein paar Stunden verbringen?“ Im ersten Augenblick staunten wir, da wir hier doch Fremde waren, jedoch gleich danach erschien

zwischen den wuchtigen Blättern der Kopf von Prof. Juscenko, der uns so gut bekannte Direktor des Russischen Lepra- Instituts in Astrakhan. Das war ein Zufall!

Er bot sich an, uns die Sehenswürdigkeiten der Krim zu zeigen.

„Das Allerwichtigste“, sagte er, „ist das älteste Kinder-Tuberkulosesanatorium in Europa. In diesem Sanatorium gelang es den Ärzten, mich zu retten. Als Kind litt ich unter einer schwerwiegenden Form der Tuberkulose und hier heilte man mich.“

Er wurde plötzlich still und nachdenklich.

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass dieses Sanatorium für ihn das Allerwichtigste war, jedoch nicht für uns. Ich war müde und wollte während meines Kurzurlaubs die prachtvolle Natur der Krim sehen, bewundern und die Stille der Krimberge auf mich einwirken lassen.

„Nein, in das Sanatorium gehe ich nicht“, sagte ich abends meinem Mann. „Prof. Juscenko hat eine besondere seelische Bindung an das Haus. Er lebte dort jahrelang als Kind und Jugendlicher. Wir können es nicht nachvollziehen, das sollte für ihn verständlich sein.“ In den nächsten Tagen waren wir zu dritt unterwegs. Die Schätze der Natur waren für mich überwältigend. Wir befanden uns direkt am Meer. Plötzlich sagte unser Begleiter: „Eben hier, an diesem Hang befindet sich „Bobrowka“, das von mir schon erwähnte Sanatorium“.

Es gab dort keine Pforte, keine Menschen, man konnte ungehindert direkt von der Straße hineinspazieren. So befanden wir uns unverhofft vor dem Kinder-Knochentuberkulose-Sanatorium.

Jetzt entdeckte auch ich eine sehr große Liegeterrasse. Über sechzig kleine Kinder im Alter von fünf bis acht Jahren lagen hier still in ihren kleinen Bettchen. Die meisten schliefen.

„Mittagsschlaf“, sagte Prof. Juscenko, „wir müssen jetzt ganz leise sprechen, um die Kinder nicht zu wecken.“ Wir blieben an den Betten stehen. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass jedes einzelne Kind am Bett angeschnallt war. Das war für mich schockierend. „Die Kinder dürfen sich nicht bewegen und das Bett auch nicht verlassen. Hier gibt es über 300 solcher Kinder“, erläuterte unser Begleiter.

Ich habe ein paar Bilder von diesen Kindern gemacht, um sie in Dinslaken zu zeigen. Ich dachte, „keiner wird es mir zu Hause abnehmen, dass Kinder im Sanatorium auf der Krim ans Bett geschnallt werden.“

Wir sahen niemanden vom Personal dort. Die Kinder lagen still. Ich beugte mich über ein Bett, in welchem ein kleiner Junge lag. Er öffnete soeben die Augen. „Wie geht es dir“, flüsterte ich leise, „hast du Schmerzen?“ Staunend schaute er mich an. „Wer bist du? Ich kenne dich nicht.“ Dass wir hier ohne Erlaubnis direkt von der Straße hereingekommen waren, konnte ich ihm nicht sagen, auch nicht, dass er mir so tief in der Seele leid tat. Ich hatte auch nichts bei mir, um es ihm zu schenken, nicht einmal ein Bonbon. „Ich komme wieder zurück“, sagte ich ihm. Er lächelte.

In den Abendstunden erzählte Prof. Jusczenko uns die Geschichte von Bobrowka.

„Dieses Sanatorium“, sagte er, „ist das erste seiner Art in Europa. Es wurde 1902 gegründet dank Prof. Bobrow, einem Chirurgen der Moskauer Universität. Er entdeckte das milde Klima, die einzigartige Lage des Ortes direkt am Schwarzen Meer mit Blick auf Ai Petry, dem höchsten Berg der Krim. Das Mikroklima hier ist ganz besonders geeignet für Tuberkulosekranke. Der Wind, der vom Meer Richtung Krimberge weht, treibt gegen die Felsen und zurück auf das Meer. Die üppige Vegetation – hier gedeihen unter anderen Olivenbäume, Zypressen, Zedern - hat eine heilende Wirkung auf Bronchialwege, stillt den Husten und stärkt die Immunkräfte des Körpers.

Das notwendige Geld für die Gründung des Sanatoriums erbat Prof. Bobrov von prominenten Persönlichkeiten, zum Beispiel vom Zar Nikolaj II und dessen Familie, von Frau Krupskaja, der Lebensgefährtin von Lenin, von Molotow, von den populären russischen Schriftstellern Tschechov, Gorki, Tolstoj.

Prof. Bobrow, der Gründer und zugleich Direktor dieser Krankenanstalt, litt selbst unter Tuberkulose. Er starb infolge dieser Krankheit zwei Jahre nach Eröffnung des Sanatoriums. Von seinem Namen wurde die Benennung des Sanatoriums hergeleitet. In den letzten

Monaten seines Lebens suchte er noch unter seinen Kollegen in Moskau einen Nachfolger, der mit Leib und Seele für die Kinder da sein würde. Es gelang ihm. Dr. Isergin, sein Nachfolger, erfüllte alle seine Hoffnungen. Er sorgte über 30 Jahre lang für Bobrowkas Kinder.

Unser Erzähler hielt inne. „Und jetzt werdet ihr von mir etwas Überraschendes erfahren“, sagte Prof. Juscenko. „Die Urenkelin von Dr. Isergin lebt in Deutschland, in Viersen.“

Am letzten Tag unseres Aufenthaltes auf der Krim haben wir sogar die Urenkelin, eine Moskauerin kennengelernt, die durch Heirat mit einem Deutschen in Viersen lebt.

„Merkwürdig“, dachte ich. Ich flog in die Ukraine mit Gedanken an die dort lebenden Leprakranken und ich fliege zurück mit Gedanken an die auf der Krim lebenden knochentuberkulosekranken Kinder.

Die ans Bett angebundenen Kinder konnte ich nicht vergessen.

Der Kontakt zu Dr. Isergiej's Urenkelin war mir wichtig, um möglichst viele Informationen über „Bobrowka“ zu gewinnen. Von sofortiger Hilfe musste ich jedoch Abstand nehmen, da wir zu diesem Zeitpunkt aktive Hilfe in den russischen Gefängnissen leisteten.

Erst im Jahre 2006 bestand die Möglichkeit, Bobrowkas Kinder noch einmal zu besuchen.

Die Gemeinde der St. Jakobus Kirche nahm den Vorschlag einer Kinder-Tuberkulosearbeit an, und so wurde „Bobrowka“ zu einem Projekt der Dinslakener Pfarre St. Jakobus.

Wir starteten die erste Hilfsaktion.

Vor Ort stellten wir uns die Frage: „Was sollen wir für die Kinder tun? Was ist das Allerwichtigste?“ Um diese Frage zu beantworten, nahmen wir uns vor, dort einen Rundgang

zu machen in Begleitung von Dr. Martiniuk, dem Medizinischen Direktor dieser Krankenanstalt.

Wir waren erschüttert! Alles, was wir besichtigten, die gesamten Einrichtungen, angefangen von der Küche bis zu den Krankenbetten und der Zahnarztpraxis, war dringend renovierungsbedürftig. Es gab fast keine Möglichkeit, die Kinder zu rehabilitieren, obwohl sie nach der Operation 18 Monate lang in Gipsverbänden am Bett angeschnallt lagen. 200 bis 300 Kinder werden hier behandelt, diese Zahl variiert von Tag zu Tag, pro Jahr ungefähr 1000 Kinder. Die Fläche von Bobrowka beträgt 11 Hektar. Hier arbeiten insgesamt 180 Personen; davon sind 10 Ärzte und 34 Krankenschwestern.

Die knochentuberkulosekranken Kinder, die aus der ganzen Ukraine hierher kommen, um diagnostiziert und therapiert zu werden, sind in vier Altersgruppen ab dem dritten bis zu dem vierzehnten Lebensjahr eingeteilt. Die Eltern besuchen ihre Kinder selten, wegen der großen Entfernung, wegen der Bindung an ihren Arbeitsplatz und außerdem ist es für sie ein finanzielles Problem. Die Kinder leiden sehr darunter. Einige von ihnen fragten mich: „Bist du unsere Mutter?“

Bei unserem Rundgang haben wir festgestellt, dass die zahnärztliche Versorgung am schlimmsten vernachlässigt war. Es war unfassbar! Die Ambulanz war für uns ein Brutkasten für Bakterien und die elektrotechnischen Geräte waren nicht einmal geerdet.

So haben wir uns entschlossen, zu allererst die alte zahnärztliche Ambulanz komplett zu renovieren und die gesamte Ausstattung neu anzuschaffen. Es waren zwei Wochen harter Arbeit, aber nicht nur in den Praxisräumen: Alles, was für die Renovierung notwendig war, mussten wir alleine heranschaffen. Da man vor Ort nicht alles besorgen konnte, sind wir zu dritt, mit dem Wirtschaftsdirektor des Sanatoriums, einmal nach Jalta, einmal nach Sevastopol gefahren. Erst unterwegs ist es mir aufgefallen, dass Bobrowka nur wenige Kilometer von Jalta entfernt liegt, wo im Februar 1945 in der Schlussphase des zweiten

Weltkrieges die historische Konferenz, mit Teilnahme von Roosevelt, Churchill und Stalin stattfand. Wir fuhren auch an Schloss Livadia vorbei, der Sommerresidenz des Zaren Nikolai II. Nur ein paar Monate vor seiner und seiner Familie Hinrichtung im Jahre 1917 waren die Bauarbeiten abgeschlossen worden.

Jalta selbst ist heutzutage eine kleine, reizvolle Stadt mit einer langen Promenade, die voller junger Touristen ist, die sich in den verschiedensten Sprachen der Welt unterhalten, und dort einen exotischen Urlaub erhoffen.

Eben in Jalta kauften wir die Einrichtung der Zahnarztpraxis für Bobrowka. Zusätzliche Gegenstände fanden wir in Sevastopol, der legendären Stadt, die im Zweiten Weltkrieg (1939 – 1945), bekannt wurde durch die grauenvolle Sevastopol-Schlacht im Jahre 1941.

Aktuell ist Sevastopol ein großer Fischereihafen, gleichzeitig das technologische und wissenschaftliche Zentrum der Halbinsel Krim. Das Territorium des Seehafens untersteht noch immer der Oberhoheit Russlands.

Innerhalb von zwei Wochen wurden die Betonplatten des Fußbodens, die Kanalisation, Elektrizität, Maurer- und Anstreicherarbeiten fertig gestellt. Chefmaurer und zugleich Anstreicher, war Mascha, eine ungefähr 50-jährige Frau. Sie dirigierte alle Arbeiten und war die einzige absolut zuverlässige Person auf der Baustelle.

Am letzten Tag unseres dortigen Aufenthaltes arrangierten wir die Eröffnung der neuen Zahnarztpraxis.

Die geladenen Gäste waren Mascha mit allen Handwerkern und die Ärzte samt Dr. Martiniuk. Aus Jalta kamen einige Korrespondenten. Ganz feierlich wurde das Band in ukrainischen Farben durchschnitten. Die Gäste strömten herein. Es wurde geblitzt und fotografiert und in den nächsten Tagen wusste schon die ganze Krim über Bobrowkas neue Anschaffung.

Die Korrespondentin aus Jalta sagte mir: „Nicht einmal bei uns in Jalta gibt es so eine moderne Zahnarztpraxis wie hier in Bobrowka!“

Im März 2008 besuchte ich erneut das Tuberkulose-Sanatorium.

Die Kinder sagten mir: „Wir haben auf dich schon lange gewartet. Wir hofften, du würdest uns nicht vergessen!“

Mit Stolz zeigten sie mir die in der Zahnarztpraxis angebrachte Gedenktafel mit Anschrift: „Dinslaken, Germany“. Die Ambulanz war auch jetzt noch wie neu, steril, pedantisch sauber. Die Kinder flüsterten untereinander: „Sie hat uns nicht vergessen!“ Ich bemerkte ihre fragenden Blicke und hoffnungsvollen Erwartungen.

Während meines Aufenthaltes gab es fast täglich neue Patienten. Ich sah besorgte Eltern, auch weinende Mütter, die mit ihren kranken, oft hinkenden Kindern anreisten. Sie wussten, dass ohne sorgfältige Behandlung die Kinder lebenslang zu Invaliden würden, da unbehandelte Knochentuberkulose grundsätzlich zu Invalidität führt. Die Eltern waren jedoch voller Hoffnung, gesunde Kinder zurückzubekommen. Aber die monate- manchmal auch jahrelange Trennung war für die Eltern und für die Kinder schmerzhaft.

Diesmal war ich nach Bobrowka gekommen mit dem schon fertigen Plan bezüglich der Dinslakener Hilfeleistung.

Im Gespräch mit Dr. Martiniuk konnte ich noch zusätzliche Informationen erhalten. Er sagte mir, er sei bisher nicht in der Lage gewesen, Rehabilitationsmöglichkeiten für die Kinder zu schaffen, sogar zu den Unterhaltungskosten trage der ukrainische Staat nur 20% bei.

Diese Informationen gab ich an die Gemeinde weiter. Für uns in Dinslaken bedeutete es, sich einer neuen Aufgabe zu stellen: das Sanatorium funktionsfähig zu erhalten, um zu verhindern, dass es geschlossen wird.

Bezüglich unserer Hilfe stand diesmal im Vordergrund die professionelle Sicherstellung der Behandlung der Kinder. Alle Kinder litten sehr unter Muskelschwund während der 18 Monate dauernden Gipsbehandlung.

Um hier entgegenzuwirken, brachte ich aus Deutschland drei Polystim Geräte mit, um die betroffene Muskulatur aufzubauen. Eine ganz besonders wichtige Anschaffung war der Kauf von zwei Wannen für eine komplexe Wassertherapie in Kiev. Der Erfolg war großartig!

Die Kinder konnten schneller wieder gehen lernen, das Gehen erneut erlernen, am Anfang noch mit Gehstützen, dann jedoch vollkommen frei. Die Gehstützen kamen aus Dinslaken. Diverse Trainingsgeräte gelang es mir vor Ort zu kaufen.

Die Lehrer baten, wenn möglich, noch Lehr- und Lernmittel für die Kinder zu besorgen.

Von unseren Spenden aus Dinslaken konnten wir zusätzlich die schon seit fünf Jahren nicht mehr funktionsfähige Wäscherei komplett renovieren, einrichten und wieder voll

betriebsfähig zu machen. Es war eine Freude für uns, auch noch zusätzlich wirtschaftliche

Hilfe in Bobrowka leisten zu können, denn in den letzten fünf Jahren waren die Bettwäsche, Kittel usw. zweimal in der Woche nach Jalta zu einer Waschanlage transportiert worden, was zusätzliche Kosten verursacht hatte.

Im Frühling 2009 erreichte uns plötzlich eine dramatische Nachricht: Die Energiekosten waren in den letzten Monaten stark angestiegen und jetzt nicht mehr tragbar.

Eine Gruppe von Kindern war schon nach Hause entlassen worden. Diese Nachricht schockierte uns. Wir überlegten in Dinslaken, was wohl die Ursache sein könnte.

Möglicherweise stiegen die Energiekosten, da die von uns zuletzt angeschafften Geräte, insbesondere die zwei Wannen für komplexe Wassertherapie, die Verursacher waren. Wir überlegten, diskutierten in der Gemeinde, jedoch ohne Erfolg. Plötzlich hatten wir eine gute Idee. Frau Breuking, die Sekretärin der Pfarrgemeinde St. Jakobus, sagte: „Vielleicht sollten wir eine Solaranlage in Bobrowka anschaffen, um die Energiekosten zu senken!“ Dieser Idee wurde sofort nachgegangen. Wir informierten uns über Kostenvoranschläge aus der Ukraine und auch aus Dinslaken. Es folgten Preisvergleiche, tägliche Telefonate und Diskussionen ohne Ende. Endlich wurde eine Firma vor Ort ausfindig gemacht. Wir akzeptierten deren

Kostenvoranschlag in Dinslaken. Die Arbeiten vor Ort liefen an, und im April war es so weit. Das Krankenhauspersonal und die Kinder warteten, jedoch der Weg dorthin gestaltete sich schwierig. Die Züge, auch Flüge fielen nicht selten aus. Ich hatte Glück, bis Moskau kam ich gut durch. Der Flughafen Moskau - Scheremietievo war überfüllt, Fahrgäste warteten dort schon 24 Stunden auf Flugverbindungen. Dichter Nebel war die Ursache. Jedoch das Glück verließ mich nicht. Mein Flugzeug startete planmäßig und landete nach zwei Stunden in Simferopol. Und welche Überraschung! Simferopol lag im dichten Schnee. Eine Delegation aus Bobrowka nahm mich in Empfang, so brauchte ich mich um nichts zu sorgen. Die Autofahrt in den Süden bis zur Küste dauerte noch paar Stunden. Endlich erblickte ich Bobrowka! Ein gutes Gefühl, am Reiseziel zu sein. Man brachte mich in einem kleinen Holzhäuschen neben den Kindern unter.

Gleich am nächsten Tag erschienen acht Reporter und Fotografen. Alle Zeitungen, die auf der Halbinsel Krim für tägliche Nachrichten sorgen, waren vertreten, auch von der Hauptstadt Simferopol. Die Gäste, auch Bobrowkas Direktor Dr. Oleg Martiniuk, waren feierlich- festlich gekleidet. Stundenlang dauerten die Interviews, die Führung durch Bobrowka, Besichtigung der neu angeschafften Solaranlage und Windkraftanlage. Dazwischen Ansprachen, Tänze und Gesang der Kinder. Es war ein Feiertag für Bobrowka. In allen von uns renovierten Einrichtungen wurden Gedenktafeln eingemauert: „Dank den Sponsoren aus Dinslaken, Germany.“

Überall auf der Krim wurde bekannt, dass das älteste Sanatorium Europas nicht nur vor der Schließung bewahrt, sondern sogar ausgestattet wurde mit allem, was die Krim an Spitzentechnologie zu bieten hatte.

An dem Hauptweg durch Bobrowka, wo einst die Marmorbüste von Lenin ihren Ehrenplatz einnahm, erblickten die vielen festlich gekleideten Gäste eine schwarze Marmortafel mit einer Danksagung an das deutsche Volk:

„In Dankbarkeit den Deutschen für die Bobrowka- Kindern erwiesene Hilfe“, darunter

zwei miteinander verbundene Fahnen, die deutsche und die ukrainische.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit Büroarbeiten: Eine Flut von Rechnungen für die Kirchengemeinde warteten aufgestapelt auf mich, ferner Besprechungen mit dem Direktor, Dr. Martiniuk und der Buchhalterin, Übersetzungen von jedem einzelnen, wenn auch noch so kleinen gekauften Gegenstand.

Die Rettungsaktion für Bobrowka war gelungen. Welch ein Glück! Die Kinder, die wegen der anstehenden Schließung Bobrowkas bereits entlassen worden waren, kamen mit ihren Eltern zurück. Diese konnten kaum fassen, was geschehen war.

Die Mütter sagten mir: „Wir sind so froh, dass unsere Kinder hier behandelt werden.

Bobrowka ist der Ort, an dem unsere Ängste und die Schmerzen der Kinder in Hoffnung und Freude verwandelt werden. Wir finden keine Worte, um unsere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen.“

Auch in Ungewissheit und unter dramatischen Umständen, stehen der Mensch, seine Gesundheit und sein Wohl an erster Stelle

Weißrussland

Im Herbst 2009, nach meiner Rückkehr aus Kasachstan, entschloss ich mich, zu Beginn des Jahres 2010 nach Weißrussland zu fliegen. Es lag mir schon jahrelang am Herzen, mich dorthin zu begeben. Jedoch wegen wichtigeren Lepra-Problemen, die eine absolute Priorität verlangten, habe ich diese Reise stets verschieben müssen.

Der Anlass war eine Information, die Herr Dr. Janis Smith, ein lettischer Lepraarzt, während seines Besuches in Dinslaken im Jahre 2003 so ganz nebenbei an mich weiterleitete.

„Eine weißrussische Lepraärztin“, sagte er, „besuchte mich vor ungefähr 20 Jahren in Lettland in meinem Leprosorium. Sie bat mich um Medikamente für ihre Leprakranken. Ich konnte ihr gar nicht helfen“, fuhr er fort, „ich hatte ja nicht einmal Tabletten für meine eigenen Patienten.“

Der Name der Ärztin war ihm entfallen, auch wusste er nicht, wo ihre Leprakranken sich befanden. Er meinte vermutlich im Umkreis von Lida.

Ich wurde gleich hellhörig.

Diese Nachricht habe ich sofort als eine wichtige Information im Ordner „Weißrussland“ notiert, um bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bieten würde, nach Weißrussland zu fliegen, die Kranken dort zu suchen.

Ich hatte keinen Grund, die Aussage von Dr. Smith zu bezweifeln.

Ich kannte ihn ja seit dem Jahre 1992. Damals war ich samt meiner Familie mit einem kleinen Minibus unterwegs im Baltikum, um die Leprosorien dieser Länder zu besuchen und die Kranken zu versorgen.

Dort, im lettischen Leprosorium, „Talsi“ genannt, welches sich ungefähr 100 Kilometer von Riga entfernt befindet, habe ich Herrn Smith kennen gelernt. Elf Jahre später trafen wir uns noch einmal in Astrakhan, Russland, bei einer internationalen Leprakonferenz.

An die weißrussischen Leprakranken dachte ich oft. Ich suchte auch den Ort „Lida“ auf der Landkarte. Schon damals war es mir bewusst, wie problematisch sich das Suchen dieser Patienten gestalten würde.

Inzwischen sind einige Jahre vergangen, ohne dass ich diese Patienten vergessen hätte! Es war mir aber nicht möglich, nach Weißrussland zu fliegen aus folgenden Gründen:

Im Jahre 2004:

- sanierten wir komplett von Dinslaken aus das am schlimmsten vernachlässigte Lepradorf, das Leprosoriums Krantau in Karakalpakstan, (Nord-Usbekistan) und versorgten etwa hundert dort lebende Patienten.
- besuchten wir die Leprakranken im Leprosorium „Kutschurgan“ in der Ukraine im Grenzgebiet zu Moldawien.
- setzten wir die zeitaufwändige und arbeitsintensive Tuberkulose-Gefängnisarbeit im Twergebiet, Russland, fort.

Im Jahre 2005:

- entschlossen wir uns kurzfristig zu einer Reise nach Aserbaidshan, da in dem aserbaidshanischen Leprosorium, das sich in der Wüste befindet, giftige Schlangen die Leprakranken überfielen. Die Renovierung der beschädigten Dächer und Versorgung der Leprakranken waren vorrangig.
- versorgten wir unabhängig davon die Leprakranken im Abinski Leprosorium, Kaukasus, Russland.

- bereiteten wir die große Aufgabe des Jahres, die Internationale „Reha“ Konferenz in Astrakhan vor. Ich hatte mich verpflichtet, für diese Konferenz in Form eines Taschenbüchleins eine Zusammenfassung der aktuellen Lepra-Rehabilitationsmethoden für Ärzte niederzuschreiben. Der Zeitaufwand dafür war enorm. Die Verlegung der Arbeit erfolgte in Moskau.

Im Jahre 2006 gab es einige wichtige Ereignisse:

- Die Reise zu den knochentuberkulosekranken Kindern auf der Halbinsel Krim, Ukraine, um dort eine zahnärztliche Praxis neu zu gründen und komplett auszustatten.
- Die Reise nach Tadschikistan, um dort die Wasserversorgung der Patienten im Leprosorium Hanaka zu sichern, gleichzeitig die I. Internationale Leprakonferenz in Dushambe vorzubereiten und im Regierungsgebäude durchzuführen, unter aktiver Teilnahme des Gesundheitsministers.
- Die Teilnahme an der Delegationsreise „Eröffnung einer neuen Luftbrücke“ nach Astana auf Einladung des kasachischen Botschafters, Herrn Kairat Sarybay. Dies war mein erster Besuch der neuen Hauptstadt Kasachstans und ich nutzte die Gelegenheit, um an der neuen Universität einen Vortrag zu halten über die „Aktuelle, weltweite Situation der Lepra“.
- Die Kontrolluntersuchung der Leprakranken im Leprosorium „Umbaki“ in Aserbaidschan, die wir nach einem Jahr durchführten. Wir wollten sicherstellen, dass die Patienten optimal vor Schlangenüberfällen geschützt waren. Wir ergriffen noch zusätzlich erforderliche Maßnahmen.

Im Jahre 2007:

- Die erste Hälfte des Jahres war vorbehalten für meine Familie, da mein Mann plötzlich schwer erkrankte.
- Die Lepraarbeit setzte ich im September fort mit der Reise in das Terski Leprosorium, im Grenzgebiet zu Tschetschenien, Kaukasus, Russland. Es gelang mir, die Leprakranken dort mit dem Notwendigsten zu versorgen, wie Rollstühle, Bettwäsche usw. und an der Leprakonferenz im Kaukasus teilnehmen.

Das Jahr 2008 war recht anstrengend!

Ich befasste mich sehr intensiv mit Aufgaben, die ich mir alleine gestellt hatte.

- Im Januar machte ich mich auf den Weg nach Indien, um in Hyderabad mit acht Lepraärzten der ehemaligen Sowjetunion am Welt- Leprakongress teilzunehmen. Diese Ärzte wurden von Dinslaken aus eingeladen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, weltweite Kontakte zu knüpfen und internationale Lepraarbeit zu starten.

- Im Sommer folgte die Reise in das Knochentuberkulose Sanatorium auf der Krim, Ukraine. Dort habe ich mit Spendengeldern aus Dinslaken einen Rehabilitationstrakt eingerichtet, um die Genesung der Kinder zu beschleunigen.
- Im Herbst reiste ich nach Astrakhan, um im Lepra-Forschungs-Institut an einer Internationalen Leprakonferenz teilzunehmen. Gleichzeitig gelang es, die dort lebenden Leprakranken zu versorgen.

Das Jahr 2009 war arbeitsmäßig nicht leichter.

- Im Frühling entstand eine dramatische Situation im Kinder-Knochentuberkulose-Sanatorium auf der Krim, Ukraine. Die Energiekosten stiegen plötzlich an und wurden untragbar. Um das Sanatorium vor der Schließung zu bewahren, starteten

wir in Dinslaken eine „Rettungsaktion.“ Mit der Anschaffung einer Solar- und Windkraftanlage ist es gelungen die Energiekosten zu normalisieren.

Unabhängig davon kam es zum Umbruch in der Lepraarbeit. Die Ursache war folgende: Die Zahl der registrierten Leprakranken war stark gesunken und die Zahl der neu diagnostizierten Leprakranken deutlich angestiegen. So wurde eine Internationale Leprakonferenz in Ksyl Orda, Kasachstan, organisiert, um die Arbeitsbereiche an die neue Situation anzupassen. Vor der Konferenz erfolgten diesbezüglich Vereinbarungen mit dem Gesundheitsminister des Landes.

- Anschließend folgte noch eine Kontrolluntersuchung der aserbaidischen Leprakranken im Leprosorium Umbaki.

Das Jahr 2010:

Jetzt erst kam der Augenblick, um gedanklich zu den Leprakranken in Weißrussland zurückzukehren. Ich dachte intensiv darüber, wie sie zu finden waren. Nach einigen Wochen hatte ich einen fertigen Plan. Die Suche der Patienten sollte auf drei Ebenen erfolgen:

1. Auskunft bei der WHO
2. Auskunft durch die Ärzteschaft Weißrusslands
3. Auskunft bei mir bekannten Ordensfrauen, die als Krankenschwestern in verschiedenen Ländern, unter anderem auch in Weißrussland, tätig sind.

Vorerst verfasste ich einen Brief an die WHO in Minsk, der Hauptstadt von Weißrussland.

Als mein zweiter Brief unbeantwortet blieb, wandte ich mich an die WHO in Genf. Die Antwort kam nach einigen Stunden. Ich bekam Hinweise, an wen ich mich in Minsk wenden sollte. Diesmal bekam ich schnell die Antwort: „Seit einigen Jahrzehnten gibt es keine Leprakranken mehr in Weißrussland“.

Auch die Suche der Leprakranken auf der zweiten Ebene war ohne Erfolg. Ein Kongress sollte den Kontakt zu der Ärzteschaft in Weißrussland herstellen. Wegen einer Pandemie der Grippe wurde der Kongress jedoch um ein Jahr verschoben.

Es blieb mir noch die letzte Möglichkeit. Vor ungefähr 25 Jahren lernte ich die Ordensfrau Schwester Josefa in Dinslaken kennen, die in Weißrussland ihren Missionspunkt hatte. Sie wohnte direkt in Lida. Sie besuchte mich damals mit noch anderen Ordensschwestern und erzählte, welche Armut dort herrschte. Ich gab diese Informationen an Patienten in meiner Praxis weiter und innerhalb einiger Wochen organisierten wir gemeinsam einen Minibus mit Kleidung und Haushaltsgütern. Schwester Josefa beförderte den Minibus direkt nach Lida. Wir bekamen anschließend Fotos von der Verteilung dieser Sachspenden.

Ich suchte in meinem alten Adressheft nach der Anschrift und Telefonnummer von Schwester Josefa. Und diesmal hatte ich Glück! Sie gab mir sofort eine Mail-Antwort: „Lepra“, schrieb sie, „mit dieser Krankheit wurde ich noch nie in Weißrussland konfrontiert, aber wir haben viele Tuberkulosekranke.“ Ich bekam sehr schnell eine Einladung. In jedem Brief wiederholte sie die Bitte: „Würden Sie auch die Tuberkulosekranken versorgen?“ „Natürlich, ja! Ich werde mein Bestes tun“, war meine Antwort.

Mit gemischten Gefühlen startete ich Ende März 2010 meine Reise nach Minsk.

Ich hatte nämlich kurz vorher im Internet die Informationen des Auswärtigen Amtes für Touristen nach Weißrussland gelesen: „Wer nicht dringend nach Weißrussland reisen muss, sollte es sich noch überlegen... Die Gesetze ändern sich von Tag zu Tag ohne vorherige Ankündigung. Bei widrigem Verhalten droht sofort eine Strafe...“ Ich hatte schon mein Flugticket in der Hand und Schwester Josefa versicherte mir per Mail, sie habe das Programm meines dortigen Aufenthaltes perfekt organisiert.

Sicherheitshalber hinterließ ich dem Pastor meiner Gemeinde in Dinslaken die Aufenthaltsadresse in Weißrussland und Angaben über Gebiete, in welchen ich mich dort bewegen würde. Ich bat um sofortige Intervention beim Auswärtigen Amt, falls ich planmäßig nicht zurückkommen würde.

Nach der Landung in Minsk gab es jedoch erstaunlicherweise am Flughafen kaum Kontrollen. Alles verlief reibungslos. Der „erste Stein“ fiel mir vom Herzen. Schwester Josefa

erkannte mich gleich. Wir umarmten uns ohne Worte. Ein Gemeindemitglied der Pfarre von Schwester Josefa, Herr Viktor aus Grodno, hatte sie zum Flughafen gebracht und fuhr jetzt mit uns nach Lida zurück. Er hatte sich auch gleich bereiterklärt, mich überall in Weißrussland gratis wo notwendig hinzufahren. Sein Lohn war ein „Vergelt's Gott“ von Schwester Josefa. Und da in diesem Lande jeder zweite Mann „Viktor“ heißt, nannte ich den Fahrer „Viktor Nr.1“. Inzwischen habe ich auch erfahren, dass der Familienname in Weißrussland keine Bedeutung hat. Man spricht jeden mit dem Vornamen an und duzt sich, jedoch die Fremden siezt man.

Meine ersten Eindrücke von Weißrussland: Das Gelände des Flughafens von Minsk war fast leer. Die Hauptstraße, die nach Lida und Grodno führte, war sehr gut und ordentlich asphaltiert, jedoch ohne Markierungen für den Gegenverkehr und fast leer. Nur vereinzelt waren Laster unterwegs, die Ortsabfahrten waren kaum ausgeschildert. Wir begegneten kaum Menschen. Das war für mich ein seltsamer Anblick. In der Ferne konnte ich manchmal eine kleine Siedlung entdecken, die am häufigsten aus Holzhütten bestand. Auffallend waren die vielen Wälder. Herr Viktor informierte mich gleich: „Ein Drittel der Landesoberfläche ist mit Wäldern bedeckt.“ Wir hatten keine Zeit, uns von der Hauptstraße zu entfernen. Das Programm für die restlichen Stunden des Tages war schon von Schwester Josefa festgelegt: „In zwei Stunden Gottesdienst, anschließend Sprechstunde für die Patienten, die schon auf Sie warten.“ Natürlich war ich damit einverstanden. Jedoch der Weg nach Lida war noch weit. „Wir schaffen es nicht, am Gottesdienst teilzunehmen, da es schon spät ist“, sagte ich zu Schwester Josefa. „Doch, wir schaffen es“, erwiderte die Schwester. „Der Priester wird auf uns warten“. Ich dachte, ich hätte mich verhöhrt. Und da ich genau wissen wollte, was auf mich noch heute in diesem fremden Land zukommen würde, stellte ich weitere Fragen: „Ist das möglich, dass der Gottesdienst nicht pünktlich anfängt, weil zwei Personen verspätet ankommen? Und was werden die Menschen in der Kirche dazu sagen. Werden sie geduldig warten?“ Schwester Josefa schüttelte mit dem Kopf. „Alles ist schon geregelt. Der Priester

weiß, dass wir verspätet kommen. Und die Menschen in der Kirche? Die sollen doch beten, deswegen sind sie zur Kirche gekommen!“

Wir steuerten schon Lida an. Von der guten, asphaltierten Straße war keine Spur mehr: große Löcher, unbefestigter Boden. Herr Viktor fuhr sehr langsam, um das Fahrzeug vor Schäden zu bewahren. Wir blieben vor dem Pfarrhaus stehen, wo schon ein Zimmer für mich vorbereitet war. Es war ein Empfangsraum für Gäste. Auf dem weiß gedeckten Tisch stand in einer Vase eine große, duftende rote Rose. Woher hatte Schwester Josefa diese Rose im März in der weißrussischen Schneelandschaft? Das war für mich ein Rätsel.

Die Straße zwischen Kirche und Pfarrhaus war ein großer Matsch. Ein paar Bretter lagen quer, um überhaupt die Straße passieren zu können. Vor dem Eingang zur Kirche stand der Pfarrer mit ausgebreiteten Armen und rief: „Frau Romana, wir warten schon so lange auf Sie!“ Mit großer Herzlichkeit umarmte er mich und führte uns hinein in die Kirche. „Wir sehen uns zum ersten Mal“, sagte ich ihm, ganz erstaunt über seine Freude. „O nein, ich habe mit Ihrem Mann Arkadius in Dinslaken Bier getrunken und auch mit Ihnen gesprochen“, erwiderte er.

Die Kirche war voller Menschen. Man hatte mir einen Platz in der ersten Bank reserviert. Zu Beginn des Gottesdienstes stellte mich der Pastor der Gemeinde vor: „Wir haben heute einen Gast. Sie kam in einer ganz besonderen Mission zu uns. Wir wollen in diesem Gottesdienst für unseren Gast und für das glückliche Gelingen ihrer Mission beten.“ Ich habe es deutlich zu spüren bekommen, dass ich mich in einer fernen, aber sehr menschlichen Welt befand.

Die überschwängliche Herzlichkeit und Wärme der Menschen waren für mich ein überraschendes, gleichzeitig wohltuendes Phänomen.

Die volle Kirche am Wochentag und der außergewöhnlich höfliche Umgang der Menschen untereinander brachten mich ins Staunen. Nach dem Gottesdienst kamen einige Frauen zu mir, um mich zu begrüßen und mit mir zu sprechen. Einige Patienten kamen ins Pfarrhaus.

Ich untersuchte sie und versprach, am nächsten Tag in der örtlichen Apotheke Medikamente zu kaufen, um sie zu versorgen. Die Armut der Menschen in Lida war offensichtlich. Ich habe mich gefreut, wenigstens einigen von ihnen helfen zu können. Ich dankte Gott dafür und für die Herzlichkeit des Empfanges!

Am frühen Morgen des nächsten Tages wartete schon Viktor Nr. 1, unser Fahrer. Es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, mit mir weiter nach Grodno zu fahren. Schwester Josefa, die das Programm für die fünf Tage meines Aufenthaltes in Weißrussland zusammengestellt und alle Termine festgelegt hatte, begleitete mich überall hin. Besorgt fragte sie mich, wie ich die erste Nacht geschlafen habe. Das war für mich eine äußerst peinliche Frage, weil eben die Nacht für mich eine Qual ohne Ende war. Krampfartige Rückenschmerzen erlaubten mir nicht einzuschlafen. Jede Bewegung im Liegen war für mich ein grauenvoller Schmerz. Jedoch im Stehen ging es mir besser. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass die Ursache der Schmerzen ein frisch gebrochener Brustwirbel war. Erst nach der Rückkehr nach Dinslaken wurde dieser Bruch sofort operativ versorgt. Unter diesen Umständen verlief mein ganzes Programm in Weißrussland etwas quälend.

Nach zweistündiger Autofahrt erreichten wir die Poliklinik in Grodno, wo eine Begegnung mit den Ärzten stattfinden sollte. Vor dem Eingang wartete auf uns die leitende Krankenschwester der Poliklinik, Frau Teresa, eine sehr sympathische, mollige Person, mit langem, blonden Haar. Sie umarmte mich gleich bei der Begrüßung sehr herzlich und führte uns durch lange, dunkle Korridore und Treppen. Die Höhe der Stufen war nicht normiert, anders als bei uns. Als ich ein paar Mal stolperte, sagte sie: „Die Treppen sind unbequem. Lasst uns besser mit dem Aufzug fahren.“ Der Eingang zum Aufzug befand sich in einer dunklen Ecke. So habe ich auch nicht bemerkt, dass unmittelbar davor noch eine sehr tiefe Stufe war. „Es wird ein Glück sein“, dachte ich, „unfallfrei bis zum Sprechzimmer des Chefarztes Dr. Siergiej zu kommen.“ Dieser begrüßte mich freundlich. Das Zimmer war so klein, dass nur wenige Personen dort hineinpassten. Alle waren zu mir außergewöhnlich nett.

Sofort reichte man mir Kaffee und etwas Konfekt. Gleichzeitig wurden Fotos gemacht. Mir fiel erneut auf, wie überaus freundlich und ruhig man miteinander umging. Dr. Siergiej blickte auf die Uhr und sagte gelassen: „In fünf Minuten fängt ihr Vortrag an.“ So eilten wir gleich zum großen Hörsaal, der - obwohl er groß und in Form eines Amphitheaters gebaut war - einen sehr angenehmen Eindruck machte. Das Podium mit Pult und einer Dekoration bildeten mit dem Saal eine Einheit. Man konnte sehr gut auch Augenkontakt mit dem Publikum aufnehmen. Der Chefarzt stellte mich in russischer Sprache vor und übergab mir gleich das Wort. Die Feststellung, dass die russische Sprache und nicht die weißrussische in diesem Lande gebraucht wurde, war für mich erstaunlich, jedoch gleichzeitig beruhigend. Die Ärzte waren sichtbar zufrieden mit dem Vortrag, jedoch merkwürdig war, dass es keine Fragen gab. Der Chefarzt bedankte sich sehr freundlich und übergab mir einige Geschenke, unter anderem ein großes Buch „Die Poliklinik in Grodno.“ Anschließend wurde ich mit den Chefärzten, Frau Teresa und Pater Andreas vom Priesterseminar in Grodno zum Mittagessen eingeladen. Die Atmosphäre war heiter und ungezwungen. Danach wurden wir alle noch einmal zum großen Hörsaal gebeten. Ich dachte, es wird noch einen Vortrag geben. Aber zu meinem Staunen wurde auf dem Podium ganz schnell ein Altar aufgebaut und Pater Andreas in Assistenz von zwei seiner Studenten zelebrierte einen Gottesdienst. Der Saal war gefüllt wie vorher zum Vortrag.

Der Priester kündigte an: „Der Gottesdienst wird für die leitende Krankenschwester Frau Theresa gefeiert, da sie heute Geburtstag hat, und für unseren Gast, Frau Romana.“ Es war für mich nicht nur erstaunlich, sondern auch zutiefst beeindruckend.

Inzwischen hatte Dr. Siergiej eine Liste der Dinge zusammengestellt, die am dringendsten in der Poliklinik benötigt wurden. Es war nicht schwierig zu entdecken, dass die Basisversorgung äußerst dürftig war. Obwohl an allen Ecken und Enden etwas fehlte, zeigte man mir die Einrichtungen der Poliklinik. Sehr schüchtern stellte man die Frage, ob es möglich wäre, einen Audiometer zu kaufen, da infolge der Tschernobyl Katastrophe

gesundheitliche Schäden der Bevölkerung, unter anderem auch Taubheit bei Säuglingen, nicht selten vorkämen.

Die dermatologische stationäre Behandlung wurde in einem anderen Stadtteil, einem fremden Hospital, durchgeführt, wo mich niemand kannte. Ich erhoffte, unter diesen Patienten auch Leprakranke zu finden.

Leider durfte ich nur einige Patienten untersuchen.

Ich nahm mir jedoch vor, in dieser Angelegenheit noch einmal nach Grodno zurückzukommen. Den Rest des Tages verbrachte ich mit Fahrten von Apotheke zu Apotheke, um die wichtigsten Medikamente für die Patienten, für die Poliklinik in Grodno und für das Hospital in Lida zu besorgen. Außerdem suchten wir technisch- medizinische Einrichtungen auf, um das Allernötigste zu kaufen.

Am nächsten Tag sollten wir schon um 07:45 im Krankenhaus in Lida sein, da gleich nach einer internen Versammlung der Ärzte mein Vortrag stattfinden sollte. Im Saal herrschte eine gespannte, nervöse Atmosphäre. Einige Ärzte wurden aufgerufen. Sie referierten ganz kurz mit leiser Stimme. Sie nannten Zahlen, jedoch konnte ich nicht durchblicken, worüber sie sprachen. Anschließend rief man mich auf, jedoch schon in höflicherem Ton. Nach meinem Vortrag stellte wiederum niemand eine Frage, was für mich sehr merkwürdig war. Einige Ärzte jedoch kamen zu mir, um sich zu unterhalten, und auch der Chefarzt bemühte sich, bei mir einen freundlichen Eindruck zu hinterlassen.

Anschließend besuchte ich noch die dermatologische Ambulanz und die Ambulanz für Tuberkulosekranke. Die Ärzte und Krankenschwestern versammelten sich in kleinen Gruppen und da gab es sehr viele Fragen und interessante Gespräche.

Die Einrichtungen hier waren sehr ärmlich, die wichtigsten Geräte fehlten. Das Personal träumte von einer „normalen“ Ausstattung der Ambulanzen und von einer Möglichkeit, die Patienten besser zu versorgen.

Es blieb mir noch ein Tag, um alles, was dringend notwendig war, zu besorgen. Die Patienten waren dankbar und sehr glücklich. Ich hatte einiges von dem Allerwichtigsten eingekauft für die Ambulanz in Lida und auch die Poliklinik in Grodno. Es blieb mir noch eine kleine Summe Geld für den Audiometer. So versprach ich, die noch fehlende Summe an Geldern zu schicken, um die neugeborenen Kinder untersuchen zu können und bei Feststellung von Taubheit operative Abhilfe zu verschaffen. Die Ärzte versicherten mir, dass diese Operation problemlos bei ihnen durchführbar sei.

Jedoch... mit dem Transfer der Gelder nach Weißrussland war es gar nicht so einfach. Nach drei Monaten reiste ich planmäßig nach Thorn (Polen), um dort an dem VII. Weltkongress der Polonia Medica teilzunehmen. Gleich am ersten Tag suchte ich unter den Ärzten, die aus sehr vielen Ländern angereist waren, weißrussische Kollegen. Ich hatte gehofft, einen vertrauenswürdigen, mir bekannten Menschen zu treffen, um durch ihn das Geld an die vorgesehene Stelle weiter zu leiten. Tatsächlich, eine kleine Gruppe von weißrussischen Ärzten konnte ich sofort auffinden, jedoch keiner von ihnen war mir bekannt. Ich konnte es kaum fassen. Ich bestürmte den Himmel mit Gebeten: „Lieber Gott, du wirst mich doch nicht im Stich lassen... Was soll ich tun?“ Ein normaler Banktransfer war nicht möglich. Es gab keinen Menschen, mit dem ich darüber sprechen konnte. Und Schwester Josefa wurde von ihrer Generalschwester nach 26 Jahren Arbeit in Weißrussland nach Stettin, Polen, versetzt. Plötzlich wurde mir bewusst, dass sie in dem Land war, in welchem ich mich momentan befand, in Polen. Sie hatte mir vor einigen Wochen ihre neue Telefonnummer gegeben. Plötzlich überfiel mich die tolle Idee, Schwester Josefa anzurufen. Es war ein glücklicher Zufall! Sie meldete sich sofort am Telefon. „Josefa“, rief ich ins Telefon, „ich offenbare dir etwas ganz Besonderes! Wir befinden uns heute im gleichen Land. Nimm schnell ein Taxi und komme zu mir!“ Ich hörte auf der anderen Seite ein herzliches Lachen: „800 Kilometer trennen uns. Ich kann nicht kommen“, war ihre Antwort.

Ich überlegte, wie ich sie treffen könnte, um ihr das Geld für das Audiometer zu übergeben.

„Morgen ist schon zu spät“, sagte ich ihr. „Morgen fahre ich schon nach Warschau. Dort habe ich 90 Minuten Aufenthalt, um mit dem nächsten Zug Richtung Süden zu fahren“. Schwester Josefa reagierte blitzschnell. „Ich komme nach Warschau und wir treffen uns. Wir dürfen jetzt nicht länger sprechen, ich muss sofort zum Bahnhof!“ „Großer Gott“, dachte ich, „wenn das nur gut geht!“

Ich saß im Zug und blickte oft auf meine Uhr. „Hoffentlich hat mein Zug keine Verspätung! Aber auch ihr Zug darf keine Verspätung haben!“ Ich bestürmte den Himmel mit Gebeten. Endlich Warschau Hauptbahnhof! Mit klopfendem Herzen stieg ich aus dem Zug und schon im nächsten Augenblick war Schwester Josefa bei mir. Ich war so froh! Endlich konnte ich ihr das Audiometer –Geld übergeben und sie würde alles Weitere erledigen. Josefa lachte und flüsterte mir ins Ohr: „Ich habe eine Überraschung für dich.“ „Überraschung?“ Ich sah plötzlich Viktor Nr. 1, meinen Fahrer aus Weißrussland vor mir. Wir waren alle glücklich. Schwester Josefa erzählte, wie dieses Treffen am Warschauer Bahnhof zustande gekommen war. Sie hatte sofort nach dem Gespräch mit mir Viktor Nr. 1 angerufen. Wir alle drei waren aus verschiedenen Richtungen zu diesem zentralen Punkt kommen, die Züge hatten keine Verspätung gehabt und die Zöllner hatten Viktor ohne Kontrolle über den Grenzübergang gelassen. Alles war perfekt!

Ich übergab das Geld Viktor. Er bescheinigte den Empfang und ich notierte mir seine Reisepassnummer. Wir trennten uns nach einer Stunde, um wiederum in drei verschiedene Richtungen zu fahren. Ich war erleichtert. Endlich, dachte ich. Die Probleme mit dem Audiometer sind gelöst.

Nach einer Woche, als ich schon in der Slowakei war, meldete sich mein Handy. Schwester Josefa rief an. Die Stimme war traurig, sie weinte fast. „Der Audiometer ist teurer geworden. Keiner hat dort in Grodno das Geld, um die Summe aufzubringen.“ Ich war schockiert. Ich erinnerte mich gleich an die Warnungen vom Auswärtigen Amt und überlegte, was ich in dieser Situation tun sollte. Durch private Kontakte war es gelungen, von Deutschland aus das

notwendige Geld an die weißrussische Grenze zu bringen. Gleichzeitig nahm ich Kontakt zu Viktor Nr. 1 auf, um ihn zu bitten, das Geld abzuholen, den Audiometer zu kaufen und der Poliklinik in Grodno zu übergeben. Nach einem Monat bekam ich von Viktor, meinem weißrussischen Fahrer, die Originalrechnungen für den Kauf des Audiometers per Post zugeschickt. Es war für mich wie ein Wunder!

Der Audiometer, von Spenden aus Dinslaken gekauft, ist für die Klinik so wertvoll, dass eine feierliche Übergabe des Gerätes in Anwesenheit aller Ärzte der Poliklinik Grodno stattfand. Die Dokumentation dieser Feier in Form von Bildern wurde uns nach Dinslaken zugeschickt, gleichzeitig auch eine Danksagung des Chefarztes der Klinik an die St. Jakobus Kirche Dinslaken, bei der die Tuberkulosehilfe unserer Stadt angesiedelt ist.

Obwohl ich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und obwohl die permanenten Schmerzen wegen meiner Wirbelfraktur für mich oft dramatisch waren, ist unsere Hilfe aus Dinslaken bei Menschen angekommen, die sie dringend benötigten. Darüber bin ich sehr glücklich!

Schlusswort

Wir wissen alle, dass die Kranken unsere Aufmerksamkeit benötigen und erwarten.

Wir wissen auch, dass wir in der Lage sind, das Schicksal vieler Kranker zu ändern.

Eben das haben wir bewiesen.

So sind wir einen gemeinsamen Weg gegangen, einen anstrengenden Weg, der jedoch über Grenzen und Länder hinweg für unzählige Menschen ein Zeichen der Hoffnung, der Barmherzigkeit und der Liebe war.

Die Zuneigung und Liebe, die wir geschenkt haben, wurde stets mit offenen Herzen angenommen. Auf diese Weise sind auch wir beschenkt worden und zugleich motiviert, den schon eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Ich danke allen Gemeindemitgliedern und darüber hinaus allen aktiven Mithelfern, Spendern und Ratgebern für die eifrige Unterstützung der Tuberkulosehilfe Dinslaken.

Was mich persönlich betrifft, kann ich sagen, dass mein Einsatz für die Bedürftigen mir eine Quelle von Energie, Freude und Glück bedeutet.

Ich habe mir in verschiedenen Phasen meines Lebens wiederholt die Frage gestellt: „Was ist eigentlich für mich das Wichtigste?“ Die Antwort war und ist stets die Selbe:

Der Mensch!